

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.



Der

Eingesperrte.

Roman

von

Elie Berthet.

Autorisirte Ausgabe.

Erster Theil.



Pest, Wien und Leipzig, 1869.
A. Hartleben's Verlag.





Erstes Capitel.

Der Wucherer.

Auf der Höhe eines Hügels, welcher den Lauf der Saone beherrscht, in einiger Entfernung von der von Macon nach Lyon führenden Straße und etwa fünf oder sechs Lieues von dieser letztern Stadt, stand während der ersten Jahre der Restauration ein altes Bernhardiner Kloster, Saint Abdon genannt, gerade wie das Dorf, welches am Fuße dieser Anhöhe liegt.

Dieses Kloster war früher blos eine einfache Priorei, wo ein Dutzend Mönche und eben so viele Laienbrüder friedlich von dem Ertrage ihrer Weinstöcke und dem des Zehnten lebten, den sie von ihren Klosterunterthanen erhoben.

Als das Jahr 1793 die Mönche verjagt und sich ihrer Besitzthümer bemächtigt hatte, waren die Grundstücke des Klosters parcellirt und verkauft worden.

Die Gebäude dagegen, für welche sich kein Käufer gefunden, waren ziemlich lange unbewohnt geblieben.

Uebrigens boten diese Gebäude an und für sich durchaus nichts Bemerkenswerthes dar und ihre Vernichtung würde weder in dem Kunstliebhaber, noch in dem Alterthumsfreund ein Gefühl des Bedauerns erweckt haben.

Sie bildeten ein plumpes, massives Viereck mit flachen Dächern ohne Styl und ohne Eleganz.

In der Mitte befand sich ein Hof von niedrigen, schwerfälligen Arkaden umgeben. Dies waren die Kreuzgänge.

Auf der Hinterseite gewahrte man eine Terrasse, die durch eine Mauer und Strebepfeiler gestützt ward und von welcher man die Aussicht auf den friedlichen Lauf des Flusses, die Teiche der Bresse und die Weinberge des Beaujolais hatte.

Dieses unschöne Bauwerk hatte in seiner ganzen Erscheinung etwas Unheimliches, was, sowie die alten Mauern im Laufe der Zeit schwärzer und unscheinbarer wurden, immer mehr hervortrat.

Dennoch kaufte zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Einwohner von Trevoux, der durch gewagte Getreide- und Weinspeculationen einiges Geld verdient und später auch eine reiche Frau geheiratet hatte, diese umfangreichen Gebäude, um Magazine anzulegen, während er zugleich auch mit seiner Familie darin seinen Wohnsitz nahm.

Dieser Mann, welcher Maubac hieß, schien unerbittlich auf ein Ziel loszugehen, welches darin bestand, per fas et nefas ein colossales Vermögen zusammenzubringen.

Nicht zufrieden damit, daß er in Zeiten des Ueberflusses alle Arten von Waaren und Producten aufkaufte, um sie in Zeiten der Theuerung mit gutem Gewinne wieder zu verkaufen, war er auch Wucherer und lieh Geld auf kurze Sicht aus.

Wer ein gutes Pfand geben konnte, war sicher, bei ihm Geld zu finden, mochte die Summe so groß sein als sie wollte.

Der Landwirth, der nicht rechtzeitig den Kaufpreis für ein Grundstück bezahlen, der Weinbauer, der seine Ernte nicht verkaufen konnte, der Seidenzüchter, dem seine Maulbeerbäume erfroren waren und später, als die Jacquardwebstühle auch auf dem Lande eingeführt zu werden begannen, der arme Weber, der sich eine dieser wunderbaren Maschinen verschaffen wollte — alle wendeten sich an Maubac, an „Vater Maubac", an „Maubac, den Geizhals", wie man ihn nannte.

Er öffnete ihnen bereitwillig seine Börse, wußte es aber so einzurichten, daß nach längerer oder kürzerer Zeit der Jacquardstuhl nur noch für ihn webte, daß die Wein- und Seidenernten sich in seinen Magazinen aufhäuften, und die Felder sich endlich dem umfangreichen Grundeigenthum zugesellten, welches er bereits besaß.

Nachdem er dieses Geschäft ungefähr zwanzig Jahre lang betrieben, galt er auch in der That für den bedeutendsten Grundeigenthümer und Capitalisten im ganzen Lyonnais.

Nichtsdestoweniger hatte während dieser ganzen langen Zeit der fortwährende Besuch von Kunden, von Geschäftsleuten, von Advocaten, von Frachtfuhrleuten und anderen Personen, welche Beruf oder Interesse zu Maubac führten, dem alten Hause nichts von dem unheimlichen, düstern Ansehen nehmen können, wovon wir gesprochen haben.

Allerdings kamen fremde Leute niemals bis in das eigentliche Innere, sondern nur bis in ein gewölbtes Gemach, das ehemalige Sprechzimmer des Klosters, welches jetzt dem Besitzer als Comptoir diente.

Alle Tage, zu streng bestimmter Stunde, präsentirten sich Die, welche Maubac zu sprechen wünschten, an einer kleinen Thüre, welche sich auf der einen Seite des Gebäudes befand und Zugang in das Comptoir gewährte.

Man hob einen schweren Hammer und that damit einen einzigen Schlag. Sofort öffnete sich die Thüre und man ward eingelassen, dafern der Hausherr nicht schon mit einem andern Clienten beschäftigt war, in welchem Falle man warten mußte, bis man an die Reihe kam, denn zwei Personen wurden gleichzeitig niemals vorgelassen.

Der Zuletztgekommene durfte sich auf eine steinerne Bank, wo er dem Regen und Wind ausgesetzt war, niedersetzen, bis der erste Client fort war, was in der Regel nicht lange dauerte, denn Maubac expedirte sehr schnell.

Wenn die Stunde der Audienz vorüber war, so mußte Alles fort und man hätte dann pochen, rufen und bitten können, so lange man Lust gehabt hätte, die Thüre blieb unerbittlich verschlossen bis zum nächsten Tage.

Ebenso mußten die mit dem Transporte der Waaren und Producte beauftragten Fuhrleute sich so einrichten, daß sie zu bestimmten Stunden ankamen und abfuhren.

Sie wurden dann durch das große Thor in den Hof eingelassen und zwei Taglöhner, die in dem benachbarten Dorfe wohnten, halfen auf- oder abladen.

Wenn diese Arbeit, welche unter Aufsicht Maubac's selbst oder der einer Art vertrauten Dieners, Namens Bringas stattfand, so schnell und mit so wenig Geräusch als möglich beendet war, entfernte sich Alles und das große Thor ward ebenso wie das kleine wieder sorgfältig verschlossen und verriegelt.

Die Furcht vor Dieben in diesem abgelegenen Hause, welches, wie man sagte, so viel Reichthümer enthielt, schien diese Vorsicht zu rechtfertigen, das gemeine Volk brachte sie aber auf Rechnung anderer Beweggründe, bei welchen der Aberglaube eine Hauptrolle spielte.

Man behauptete nämlich, daß hinter diesen alten, ungastlichen Mauern sehr geheimnißvolle Dinge vorgingen.

Man hatte in den unbewohnten Theilen des alten Klosters seltsames Geräusch gehört und des Nachts hatte man Lichter sich hinter den glaslosen Fenstern der Corridore bewegen gesehen.

Uebrigens machte auch die mißtrauische, kurzangebundene Weise des Hausherrn, die zurückhaltende Manier seiner Dienstleute und endlich der mit Furcht gemischte Haß, welchen Maubac einflößte, die Leute der Nachbarschaft zu den ungeheuerlichsten Voraussetzungen geneigt.

Dennoch hätte man annehmen können, daß die

menschenfeindliche Absonderung, in welcher der Besitzer von Saint Abdon lebte, in häuslichem Kummer seinen Grund habe.

Maubac hatte in der That in sehr kurzer Zeit viele ihm sehr theure Personen verloren.

Er war zweimal verheiratet gewesen. Seine erste Frau war jung gestorben und hatte ihm einen Knaben von vier Jahren hinterlassen, der seiner Mutter bald nachgefolgt war, so daß Mutter und Kind auf dem Kirchhofe des Dorfes neben einander ruhten.

Die zweite Frau, die er nach sehr kurzem Witwenstand genommen, hatte ihn im Laufe der Zeit zum Vater zweier Söhne und einer Tochter gemacht, war aber ebenfalls gestorben, als ihre Kinder noch in zartem Alter standen und eben in Folge dieser Ereignisse hatte Maubac, der bis dahin bald da, bald dort gewohnt, sich auf immer in dem alten Kloster Saint Abdon festgesetzt.

Von seinen Handelsspeculationen in Anspruch genommen, konnte er seinen drei Kindern nicht die nothwendige Aufmerksamkeit und Sorgfalt widmen und ihnen eben so wenig angemessenen Unterricht geben lassen.

Er hatte sich deshalb vorgenommen, sie nach Lyon zu schicken und die Knaben als Alumnen in das Lyceum, das Mädchen dagegen als Pensionärin in ein Kloster zu bringen.

Er hatte sie der Ueberwachung einiger ehrenwerthen Einwohner der Stadt anvertraut, mit welchen

er in Geschäftsverbindung stand, oder die vielmehr ihm Geld schuldig und deshalb von ihm abhängig waren.

Er selbst stattete ihnen von Zeit zu Zeit einen Besuch ab. Man hatte aber bemerkt, daß diese Besuche immer sehr kurz waren, und daß Maubac niemals über vierundzwanzig Stunden hinter einander außerhalb seiner Wohnung Saint Abdon zubrachte.

Seine Kinder wären ihm daher beinahe fremd geworden, wenn nicht jedes Jahr die Ferien sie auf einige Tage unter dem väterlichen Dache zusammengeführt hätten.

Maubac schien, indem er sie hier empfing, blos einer unabwendbaren Nothwendigkeit nachzugeben, und ihre Gegenwart war ihm auch augenscheinlich lästig und beengend.

Die armen Kinder ihrerseits fanden ebenfalls kein großes Vergnügen in diesem düstern Hause, wo ihnen strenger Zwang auferlegt ward.

Sie durften nicht schreien, oder lärmende Spiele vornehmen; das Betreten gewisser Theile des unheimlichen alten Gebäudes war ihnen verboten, indem man ihnen sagte, dieselben seien verfallen oder mit Waaren angefüllt. Auf diese Weise waren die Geschwister nie über die Grenzen des von der Familie bewohnten Mittelgebäudes hinausgekommen.

Sie zitterten vor diesem Vater, den sie kaum kannten, den sie blos zu den Stunden der Malzeit sahen und der sie blos anredete, um ihnen mit kurzen, trockenen Worten seinen Willen kundzugeben, gegen welchen er durchaus keine Einwendung duldete.

Auch gehorchten sie ihm während ihrer Kindheit blindlings — ihm und Bringas, seinem Factotum und dem Vertrauten aller seiner Geheimnisse.

Nichtsdestoweniger äußerte die Zeit auf den Charakter und die Gesinnung der jungen Maubac's einen eigenthümlichen Einfluß.

Die an blinden Gehorsam gewöhnten, schüchternen, Kinder wurden nach und nach kecke junge Leute, welche große Lust zu haben schienen, den Geheimnissen, welche früher Gegenstand ihrer Verwunderung und Furcht gewesen, auf den Grund zu kommen.

Der Vater hatte, vielleicht nicht ohne lebhafte Besorgniß, diese unvorhergesehene Veränderung wahrgenommen und während der letzten Jahre die Zeit, welche seine Söhne und seine Tochter bei ihm zubringen sollten, bedeutend abgekürzt.

Dennoch schien eine Krisis in dieser Familie unvermeidlich, und als im Monat August 1802 die drei jungen Leute sich wieder zusammen in Saint Abdon befanden, schien es, als ob zwischen den Kindern und dem Vater etwas Entscheidendes vorgehen werde.

Cäsar, der ältere der beiden Knaben, zählte damals zweiundzwanzig Jahr und Urban, der jüngere, war vor Kurzem mündig geworden. Beide lagen jetzt in Poitiers dem Studium der Jurisprudenz ob.

Was Pascaline, die damals achtzehn Jahr alte Tochter betraf, so hatte sie ihre Erziehung beendet.

Die Schwester und die Brüder waren folglich bei der Epoche des Lebens angelangt, wo ein weiser Vater das Bedürfniß fühlt, sich aus seinen Kindern Freunde

zu machen, und wir werden bald erfahren, ob auch Maubac, als er die Seinigen zu sich berief, diese Absicht hatte.

Zweites Capitel.

Pascaline.

Schon seit zwei Wochen waren die jungen Maubacs in Saint Abdon und noch hatte zwischen ihnen und ihrem Vater keine Erklärung stattgefunden.

Er hatte sie mit jenem steifen, strengen Ernst empfangen, der ihm eigen war, dann hatte er sich wieder an seine Handels- und Geldgeschäfte gemacht und seine Kinder nur zu den Stunden der Mahlzeit gesehen.

Cäsar und Urban schienen sich in diese Gleichgültigkeit ziemlich gut zu fügen. Beide waren munter, kräftig und gewandt und stets bereit, die Zerstreuungen, die sie im väterlichen Hause nicht fanden, außerhalb desselben zu suchen.

Deshalb waren sie gewöhnlich einen Theil des Tages abwesend, um auf die Jagd oder spazieren zu gehen, besonders aber um mit einem der in jener Gegend gebräuchlichen, langen schmalen Boote auf dem Fluß herumzurudern, was ihr Hauptvergnügen war.

Auch beeilten sie sich niemals, in die alte klösterliche Wohnung zurückzukehren, wo sie sich ruhig verhalten, schweigen und gehorchen mußten.

Ihre Schwester Pascaline dagegen lebte in Saint Abdon in fast fortwährender Einsamkeit.

Maubac hatte keinen Umgang mit den Bürgerfamilien der Umgegend und auch seiner Tochter war es untersagt, dieselben zu besuchen oder zu empfangen.

Wenn daher Pascaline unter der Obhut Martha's Bringas, der Frau des Factotums, oder in Begleitung eines kleinen Bauernmädchens, welches man mit ihrer Bedienung beauftragt und welches alle Abende wieder ins Dorf zurückkehrte, einen kurzen Spaziergang gemacht hatte, so hatte sie für diesen Tag keine Zerstreuung mehr zu hoffen.

Es blieb ihr dann nichts weiter übrig, als in der alten Klosterzelle, die ihr als Zimmer diente, zu arbeiten oder zu lesen, oder aus ihrem Fenster die umliegenden Landschaften zu betrachten.

Dies war ihre Situation an einem Sonnabend gegen Einbruch des Abends. Der Himmel war düster und dies gab der alten Priorei einen noch melancholischeren Anstrich als sie gewöhnlich hatte.

Pascaline war allein in ihrem in der ersten Etage gelegenen Zimmer mit Leonarde, der jungen Bäuerin, die ihr provisorisch als Kammermädchen und Gesellschafterin diente.

Das Zimmer an und für sich konnte auch durchaus nicht zur Heiterkeit stimmen. Deckbalken, die dicken Wände, deren Nacktheit man unter einer groben Papiertapete zu verbergen gesucht hatte, die altväterischen, dauerhaften aber unbequemen Möbel bildeten ein keineswegs erfreuliches Ganze.

Hierzu kam, daß das einzige Fenster des Zimmers eine sehr tiefe Brüstung hatte und daß durch das Eisen-

gitter und die schmalen Glasscheiben nur ganz wenig Licht hereinfiel. Das Zimmer glich daher einem wirklichen Gefängnisse. Dennoch schien Pascaline eine weniger unfreundliche Umgebung zu verdienen.

Sie zählte damals, wie wir bereits erwähnt haben, achtzehn Jahre und es möchte schwer gewesen sein, irgend wo ein schöneres Mädchen zu finden. Groß, schlank und dabei doch kräftig gebaut, besaß sie ein vollkommen regelmäßiges Gesicht, mit großen braunen Augen, rothen Lippen und Perlenzähnen.

Ihr prachtvolles, kastanienbraunes Haar bildete in diesem Augenblick ihren einzigen Hauptschmuck und sie war mit Eleganz gekleidet, denn Maubac gewährte trotz seinem Geiz in gewissen Dingen seinen Kindern die Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse um so lieber, als er ihnen Rechenschaft von dem Vermögen ihrer Mutter zu geben hatte.

Pascalinens Costüm bestand in einem Mousselinkleid und in einer an den Rändern ausgezackten, grünen Taffetschürze, wie man sie zu jener Zeit trug.

Gewöhnlich waren ihre Bewegungen ruhig und phlegmatisch, doch war diesem sanften friedlichen Wesen, welches vielleicht ein Resultat der Erziehung war, nicht zu trauen. Bei der geringsten Ursache zu Unruhe funkelte Entschlossenheit aus ihren schönen, großen Augen und die Corallenlippen wurden von einem bittern Lächeln umspielt.

Mit einem Worte, wenn Mademoiselle Maubac die heuchlerische Sanftmuth der Katze zur Schau trug, so besaß sie andererseits auch die ungestümen und plötz-

lichen Launen eben so wie die Kühnheit und Falschheit dieses Thieres.

Diese Symptome gaben sich besonders in diesem Augenblicke kund, wo Pascaline, von tödtlicher Langweile gepeinigt, geneigt zu sein schien, mit der ganzen Welt zu schmollen.

Obschon draußen noch heller Tag war, so war es in ihrem Zimmer doch schon so dunkel, daß sie nicht mehr sticken oder lesen konnte, und sie blickte daher von ihrem Fenster, welches auf den einen Winkel des Gebäudes ging, mechanisch hinaus ins Freie.

Schon mehrmals hatte Leonarde sie verlassen wollen, um nach dem Dorfe zurückzukehren, aber immer hatte Pascaline sie zurückgehalten, denn selbst das Geplauder eines Bauernmädchens hatte in dieser Viertelstunde der Einsamkeit und Verlassenheit Interesse für sie.

Pascaline schaute immer noch gähnend durch das Fenster, als ihre Aufmerksamkeit sich einer Gruppe alter, hundertjähriger Bäume zuwendete, die an dem äußern Ende des Gebäudes stand und die von Mauern umschlossene Terrasse einnahm, von der wir schon gesprochen haben.

„Leonarde", sagte sie, „da es mir verboten ist, im Freien spazieren zu gehen wie meine Brüder, warum kann ich nicht auf dieser Terrasse, von welcher man überdies eine prachtvolle Aussicht haben muß, ein wenig frische Luft schöpfen.

In Leonardens naiven Zügen malte sich ein Gemisch von Erstaunen und Schrecken.

„Heilige Jungfrau!" rief sie; „das ist ja die Terrasse des Priors!"

„Allerdings war zur Zeit der Mönche dieser Ort ausschließlich dem Superior des Klosters vorbehalten, aber was geht das uns an?"

„Aber Demoiselle, es geht auch jetzt Niemand dort hin; es ist verboten."

„Ich sehe die Gründe eines solchen Verbotes nicht ein und werde meinen Vater deshalb befragen."

„Versuchen Sie das nicht, Demoiselle; Sie würden weder vom Herrn, noch von Bringas, noch von Martha Erlaubniß erhalten, die Terrasse des Priors zu besuchen."

„Warum denn aber nicht?"

„Das weiß ich selbst nicht recht. Es hat aber seit vielen Jahren kein Mensch einen Fuß dorthin gesetzt."

„Ich will aber auf die Terrasse des Priors gehen," entgegnete Pascaline hartnäckig.

„Sehen Sie, Demoiselle, man behauptet, daß früher die erste Frau des Herrn und ihr Kind — Sie wissen doch? das, welches so jung starb — dort spazieren zu gehen pflegten, und zum Andenken an sie hat der Herr verboten, daß Jemand anders hingehe."

„Ach, dummes Zeug! Die Erinnerung an die Ereignisse, welche der Geburt meiner Brüder und der meinigen vorangegangen, müssen jetzt aus dem Gedächtniß meines Vaters längst entschwunden sein."

„Das glaube ich nicht — und übrigens," setzte Leonarde die Stimme senkend hinzu, „müssen Sie wissen, daß es auf der Terrasse des Priors nicht richtig ist, daß es dort Gespenster gibt.

Pascaline Maubac schlug ein verächtliches Gelächter auf.

„Gespenster!" entgegnete sie. „Ich habe in meinem Leben noch keine gesehen und wäre sehr neugierig, deren zu sehen."

Die arme Leonarde betrachtete ihre junge Herrin mit scheuer Miene und bekreuzte sich.

„O sprechen Sie nicht so, Demoiselle," antwortete sie. „Da fürchte ich mich. Alle Welt weiß, daß es in diesem alten Kloster Gespenster gibt und daß die Seelen der Mönche noch fortwährend verlangen, daß man für sie bete. Auf der Terrasse wenigstens gibt es ganz gewiß solche, denn ich habe sie selbst gesehen."

„Also bist Du dort gewesen?"

Leonarde schien in nicht geringe Verlegenheit zu kommen, daß sie sich ein solches Geständniß hatte entschlüpfen lassen.

„Ach bitte, Demoiselle, sagen Sie es ja Niemandem wieder! Martha würde mich von hier fortschicken und mein Vater schlüge mich, wenn ich fortgeschickt würde. Ich will Ihnen die ganze Geschichte erzählen, obschon ich nicht gerne davon spreche, besonders nicht, wenn es anfängt, dunkel zu werden, wie in diesem Augenblicke."

„Ja, erzähle," sagte Pascaline, „das wird mir ein wenig die Zeit vertreiben. Auch möchte ich gern wissen, wie das Gespenst aussah, welches Dir dort erschienen ist.

„Daß ich es gesehen habe, will ich gerade nicht behaupten, Demoiselle, aber dennoch ist die Sache keinem

Zweifel unterworfen; urtheilen Sie selbst. — Ich habe das Geflügel auf dem Viehhofe zu besorgen, der sich gleich neben der Terrasse befindet. Vor einigen Monaten hatte sich ein Huhn verlaufen. Ich fürchtete, von Martha, wenn sie diesen Verlust bemerkte, ausgescholten zu werden, und begann daher das Thier zu suchen. Vergebens lief ich durch alle Höfe und suchte in allen Winkeln, wo es erlaubt war, zu suchen — das Huhn fand sich nicht wieder. An der Ecke des Viehhofs befindet sich, wie Sie wissen, ein langer dunkler Gang, zu welchem der Zutritt untersagt ist. Nichtsdestoweniger und weil ich glaubte, das Huhn sei vielleicht in diesen Gang gerathen, hatte ich den Muth, hineinzugehen und zwar bis an das andere Ende. Das Schweigen und die Finsterniß, die darin herrschte, hätten mir zu jeder andern Zeit große Furcht eingejagt, Martha's Scheltworte aber fürchtete ich noch mehr, denn Sie wissen, Demoiselle, daß mit ihr nicht zu spaßen ist.

„Nach einiger Zeit gelangte ich an eine Thüre, welche den Weg sperrte. Wohin diese Thüre führte, wußte ich nicht; unten an derselben aber befand sich ein kleiner leerer Raum, durch welchen helles Licht hereinfiel, als ob man sich auf der andern Seite im Freien befinden müßte. Es fiel mir ein, daß das entflohene Huhn durch diese Oeffnung hindurchgekrochen sein könne, und ich hatte große Lust, mir darüber Gewißheit zu verschaffen; die Thüre war aber sorgfältig verschlossen und verriegelt. Die ungeheuern, mit Rost bedeckten Riegel gelang es mir endlich zurückzuziehen, aber nun war noch das Schloß übrig, dessen Riegel tief in die

Mauer hineinragte. Ich versuchte, ob ich ihn vielleicht mit meinem Messer zurückschieben könnte, und wider alles Erwarten gelang es mir. Ich nahm nun alle meine Kraft zusammen, um die Thüre zu öffnen; sie drehte sich in ihren Angeln und es dauerte nicht lange, so sah ich mich, wie ich gleich vorausgesehen, im Freien. Anfangs wußte ich nicht sogleich, wohin der Zufall mich geführt hatte. Ich sah mich unter alten Bäumen, welche mit ihren Aesten und ihrem Laubwerk ein förmliches Dach bildeten. Der Boden war mit Disteln, Gestrüpp und Unkraut bedeckt, welches so hoch stand, daß man nicht vier Schritt thun konnte. Ich blieb einige Augenblicke stehen, um zu überlegen, wo ich wohl eigentlich wäre, und erlangte endlich die Gewißheit, daß ich mich auf der Terrasse befand, zu welcher der Zugang Jedem verboten ist und die man heute noch die Terrasse des Priors nennt. Es gefiel mir an diesem Orte deshalb nicht und ich wünschte, denselben sofort wieder zu verlassen. Dennoch wollte ich nicht umkehren, ohne erst die Nachforschungen angestellt zu haben, um welcher willen ich hieher gekommen war. Ich suchte deshalb das verlaufene Huhn mit den Augen und stieß, um es zu locken, den in solchen Fällen gewöhnlichen Ruf aus. Denken Sie aber meinen Schrecken, als ich, nachdem ich aufgehört zu rufen, eine spöttische Stimme hörte, welche meinen Ruf nachäffte."

„Ach, dummes Zeug! Das ist jedenfalls das Echo gewesen," sagte Pascaline lachend.

„Das glaubte ich erst auch, Demoiselle, aber die Stimme ließ sich zu lange hören, als daß man sie dem

Echo hätte zuschreiben können. Uebrigens blieb sie auch nicht dieselbe. Nach einiger Zeit nahm sie einen sonderbaren, fast wilden Ton an, der keine Aehnlichkeit mit irgend etwas hatte, was ich in meinem Leben gehört, und obschon der Mensch, welcher sprach, gar nicht weit von mir entfernt zu sein schien, so war ich doch nicht im Stande, ein einziges seiner Worte zu verstehen."

„Und suchtest Du nicht zu ermittteln, woher diese Stimme kam?"

„Das ist eben das Sonderbarste, Demoiselle. Zuweilen war es, als käme sie aus der Erde, dann klang es wieder, als käme sie vom Himmel herunter. Bald hörte man sie rechts, bald links, aber stets nur verworren."

„Du hättest bis in die Mitte des Gestrüpps dringen und Dich überzeugen sollen."

„Das ist bald gesagt, Demoiselle, mir aber fiel es nicht ein, so etwas zu thun. Ich glaubte, es mit einer jener armen Seelen zu thun zu haben, die keine Ruhe finden können, und ward von gewaltiger Furcht ergriffen. Ich bekreuzte mich und ohne daß es mir möglich gewesen wäre, auch nur einen Schrei auszustoßen, rannte ich zurück nach der Thüre, die ich geschwind wieder hinter mir verriegelte. Wie ich wieder in den Viehhof zurückkam, weiß ich nicht, denn ich war kaum noch im Stande, mich auf den Füßen zu halten, und ich ward in Folge des Schreckens sehr krank."

„Und seit dieser Zeit hast Du Dich wohl nie wieder versucht gefühlt, auf die Terrasse des Priors zurückzukehren?"

„Davor bewahre mich der Himmel! Wenn ich jene entsetzliche Stimme noch einmal hören müßte, so glaube ich, ich stürbe vor Schrecken. Ich bitte Sie dringend, gute Demoiselle, ja Niemandem etwas davon zu sagen."

Pascaline hatte das naive Mädchen lächelnd angehört und hob, als diese schwieg, mit verächtlicher Miene an:

„Du bist eine Närrin, meine arme Leonarde, und thust sehr wohl daran, Deinen Geniestreich nicht bekannt werden lassen zu wollen, denn Du würdest dann Gegenstand des allgemeinen Gelächters werden. Ganz gewiß bist Du von irgend einem schlechten Spaßvogel zum Besten gehalten worden."

„Wäre es möglich, Demoiselle? Mir schien es — oder vielmehr, ich bin überzeugt —"

„Ach, wir wollen diese lächerliche Geschichte ruhen lassen," unterbrach Pascaline, „und da jetzt die Stunde da ist, wo Du nach Hause mußt, so entlasse ich Dich hiemit. Ich bedarf Deiner Dienste heute nicht mehr."

„Ich danke, Demoiselle, und werde mich sogleich entfernen, denn es liegt mir nichts daran, bei Einbruch der Nacht noch hier zu sein. Ich begreife nicht, wie Sie immer noch den Muth haben — also gute Nacht; auf Wiedersehen morgen."

„Gute Nacht," sagte Pascaline ruhig. „Sieh zu, daß Du nicht von der Terrasse des Priors träumst."

Leonarde, die sich durch diese Worte ein wenig beschämt fühlte, machte einen höflichen Knix und entfernte sich.

Pascaline hörte sie die große steinerne Treppe hinuntergehen und dann mit Martha, der zänkischen Haushälterin, sprechen.

Endlich sah Pascaline von ihrem Fenster aus, wie Leonarde rasch und ohne sich umzusehen, den steinigen Weg entlang ging, der nach dem Dorfe führte.

Nun richtete Pascaline sich empor und ihre schönen Züge gewannen einen Ausdruck männlicher Entschlossenheit.

„Ich empfand tödtliche Langweile," murmelte sie. „Da hätte ich ja gleich etwas, womit ich mir bis zur Rückkehr meiner Brüder die Zeit vertreiben kann. Ich muß wissen, was an Leonardens Geschichte Wahres ist."

Drittes Capitel.

Die Terrasse des Priors.

Pascaline und ihre Brüder durften in dem zu ihrer Benützung bestimmten Theile des Hauses kommen und gehen, wie es ihnen beliebte.

Pascaline ging daher die große Treppe hinunter, ohne Jemandem zu begegnen.

In dem Geflügelhof, dessen zahlreiche Bewohner sich größtentheils schon zur Ruhe begeben hatten, angelangt, kostete es ihr keine große Mühe, den Eingang zu dem Corridor zu finden, von welchem Leonarde gesprochen, und sie ging ohne Zögern hinein.

Sie gehörte, wie man schon bemerkt haben wird, zu jenen starken Geistern, die heutzutage überall, auch

unter den Frauen angetroffen werden, und übrigens ward sie in diesem Augenblick auch von glühender Neugier beherrscht.

Indessen, sie war in einem Kloster erzogen und ohne, daß sie es wollte, ja vielleicht sogar ohne daß sie es wußte, hatten sich gewisse abergläubische Ideen in ihr sonst selbstständiges und vorurtheilsfreies Gemüth eingeschlichen.

Hierzu kam, daß sie, wie sie wohl wußte, wenn sie ihrem so despotischen Vater begegnete, Alles von ihm zu fürchten hatte.

Als sie daher in jenen öden Corridor, in welchem eine kalte, dicke Atmosphäre herrschte, und der so dunkel war, daß man sich darin kaum zurechtfinden konnte, hineinkam, empfand sie ein Schaudern, welches man nicht einzig und allein auf Rechnung der Frische und Feuchtigkeit dieses Ortes bringen konnte.

Das Anstreifen ihrer seidenen Schürze an den kleberigen Mauern und der durch dieses Geräusch und ihre Tritte hervorgerufene, leise Widerhall machte sie dann und wann zusammenfahren.

Sie überwand jedoch diese Schwäche und setzte ihren Weg weiter fort.

Als sie an die auf die Terrasse führende Thüre kam, suchte sie tastend die massiven Riegel, und zog sie ohne Mühe zurück.

Das Schloß auf dieselbe Weise zu öffnen, wie es durch Leonarde geschehen, war nicht so leicht. Pascaline hatte blos ein kleines Messer mit Perlmuttergriff zu

ihrer Verfügung, welches die breiten, verrosteten Schloß-riegel kaum zu bewegen vermochte.

Sie war jedoch geduldig und geschickt; ihr Versuch gelang endlich, die Thüre ging auf und Mademoiselle Maubac sah sich nun auf der Terrasse des Priors. Der Ort war vollständig so, wie Leonarde ihn geschildert — ein undurchdringliches Dickicht von Bäumen und stacheligen, dornigen Pflanzen. Ganze Haufen Geröll lagen mitten in dem Gestrüpp und hinderten die Passage noch mehr

Eine große Zahl Vögel — Sperlinge, Rothkelchen und Raben — hatte sich in diesem Dickicht häuslich niedergelassen und zwitscherten und krächzten in diesem Augenblick vor dem Schlafengehen wild durcheinander.

Die Mauern des Gebäudes, welche mit ihrer Ueberkleidung von Moos und Schmarotzergewächsen beinahe die Höhe der Bäume erreichten, ließen diesen unheimlichen Ort noch öder erscheinen.

Pascaline wagte nicht, sich durch das wuchernde Unkraut und die riesigen Disteln, von welchen der Boden starrte, den Weg bahnen zu wollen. Sie blieb vielmehr an die Thüre gelehnt stehen und ließ einen Blick der Enttäuschung um sich schweifen, als ob sie irgend einen außerordentlichen Umstand erwartet hätte, der aber nicht zum Vorschein kam.

Nach einigen Minuten gedachte sie schon den Rückweg anzutreten, als sie plötzlich ein Taubengegirr vernahm, welches einen eigenthümlichen Charakter hatte und wie eine falsche Note in das Concert des gefiederten Völkchens hineinfiel.

Pascaline suchte mit den Augen, aber ohne ihn entdecken zu können, den Vogel, der dieses Girren hervorbringen könnte, und klatschte in die Hände, um ihm Schweigen zu gebieten, vielleicht in der Hoffnung, dann die menschliche Stimme zu vernehmen, welche Leonarde gehört zu haben behauptete.

Nicht blos die Taube, sondern auch sämmtliche andere unter den Blättern versteckte Vögel schwiegen sofort.

Nach ziemlich kurzer Pause erhoben sich jedoch neue Töne.

Diesmal war es das Gebell eines Hundes, der nur eine kurze Strecke von Pascaline entfernt zu sein schien.

Allerdings war es durchaus nichts Wunderbares, daß hier in dieser Umgegend eine Taube oder ein Hund sich befand, aber Pascaline fand auch an diesem Gebell etwas Sonderbares und Unnatürliches.

Sie suchte den Ort zu ermitteln, an welchem der Hund zu sein schien, denn sie war in derselben Illusion befangen, wie Leonarde. Das Gebell schien bald von oben, bald von unten zu kommen und trotz allen ihren Bemühungen war sie nicht im Stande, den wirklichen Ausgangspunct desselben zu entdecken.

Endlich glaubte sie zu bemerken, daß das Gebell aus einer schmalen, vergitterten Luke käme, die sich zwanzig bis dreißig Fuß hoch über dem Boden befand.

Es gab auf dieser Seite des Gebäudes nur sehr wenig Fenster und die, welche es früher gegeben, waren zum größten Theile zugemauert worden.

Nur diese, übrigens unverglaste Luke stand noch offen, obschon dicke Epheuranken sie ebenfalls unsichtbar machen zu wollen schienen.

Pascaline gewann immer mehr die Ueberzeugung, daß die Töne von hier ausgingen, obschon sie in Folge einer seltsamen Akustik jeden Augenblick den Ort zu wechseln schienen.

Während sie sich noch so ihrer Betrachtung hingab, fand in der Laune des unbekannten und unsichtbaren Wesens, welches diesen einsamen Ort unsicher machte, eine neue Veränderung statt.

Auf das Hundegebell folgte nämlich das bald zornige, bald klägliche Miauen einer Katze.

„Aber," murmelte Pascaline, welche sich trotz ihrer Verblüfftheit eines Lächelns nicht enthalten konnte, „gibt es denn eine ganze Menagerie hier?"

Sie fuhr fort, die Luke mit Aufmerksamkeit zu betrachten, in der Hoffnung, etwas, einen Menschen oder ein Thier, sich an dieser Oeffnung bewegen zu sehen.

Es zeigte sich aber nichts und die hereinbrechende Dunkelheit hätte ohnehin nicht erlaubt, irgend eine Gestalt hinter diesem Flechtwerk von eisernen Gitterstäben und Epheuranken zu unterscheiden.

Pascaline war nahe daran, zu glauben, daß ein schadenfroher Dämon es sich zum Vergnügen machte, ihre Sinne irrezuleiten und ihr Gemüth zu beunruhigen.

Indessen, da sie nicht die geheimnißvolle Stimme hörte, durch welche Leonarde so sehr in Schrecken ge-

setzt worden, so war sie geneigt, die verschiedenen Rufe, welche an ihr Ohr geschlagen, auf Rechnung von Thieren zu bringen, als plötzlich eine menschliche Gestalt neben ihr auftauchte und eine strenge Stimme sie fragte:

„Was machst Du hier?“

Pascaline erschrack und drehte sich rasch herum.

Der schwache Schimmer, der noch vom Himmel herab durch die Bäume fiel, erlaubte ihr, ihren Vater zu erkennen.

Maubac zählte damals über sechzig Jahre. Er war lang, hager, von starkem Knochenbau und trotz seines Alters noch sehr rüstig und kräftig.

Sein langes Gesicht mit gebogener Nase und tiefliegenden Augen ließ gleichzeitig auf Keckheit und Schlauheit schließen.

Gelacht schien er in seinem ganzen Leben nicht zu haben und seine Gegenwart mußte das Lächeln auch von den fröhlichsten Lippen verscheuchen.

Sein altväterisches Costüm bestand aus einer Tuchjacke und kurzen Hosen von demselben Stoffe, welche seine muskulösen Beine mit ihren Zwickelstrümpfen vom Knie an sichtbar machten.

Dem Puder hatte er seit einigen Jahren entsagt, doch trug er noch einen mit einem schwarzen Band umschnürten Zopf.

Dieses damals nur noch bei gewissen alten Spießbürgern im mittleren und südlichen Frankreich gewöhnliche Costüm steigerte noch die Schroffheit seiner Hal-

tung und gab seiner ganzen Erscheinung einen imponirenden Ausdruck kalter Würde.

Woher ihr Vater jetzt kam und wie er sie auf diese Weise hatte überraschen können, wußte Pascaline nicht, ein Umstand aber fiel ihr auf. Maubac hielt nämlich eine Maurerkelle in der Hand und auf seinen Kleidern sah man einige Kalkflecken, als ob er plötzlich bei einer Maurerarbeit gestört worden wäre — einer für einen so ernsten Mann sehr seltsamen Beschäftigung.

Pascaline hatte jedoch nicht Zeit, lange Betrachtungen anzustellen.

Ihr Vater ergriff sie beim Arme und hob in gebieterischen Tone wieder an:

„Warum bist Du meinem Befehle zum Trotz hiehergegangen?"

Obschon Pascaline ein wenig zitterte, so mangelte es ihr doch an nicht Geistesgegenwart und sie antwortete in leicht hingeworfenem Tone:

„Aber, mein Himmel, Papa, was für ein Verbrechen habe ich denn begannen? Ich fand zufällig eine Thüre offen und ging hindurch, ohne zu wissen, wohin ich käme."

Es schien, als hätte das Geräusch dieser Conversation die Aufmerksamkeit einer unsichtbaren Person erweckt, denn es ließen sich auf einmal schwache und undeutliche Töne hinter den Sprechenden vernehmen.

Daß es die Töne einer menschlichen Stimme wären, davon konnte Pascaline sich nicht sofort überzeugen, ehe sie aber noch genauer horchen konnte, er-

griff ihr Vater sie beim Arme und zerrte sie hinweg, indem er mit immer höher steigendem Zorne sagte:

„Hinweg! hinweg! Du weißt noch nicht, Mädchen, wie gefährlich es ist, mir ungehorsam zu sein!"

Pascaline versuchte keinen Widerstand, sondern ließ sich in den Corridor zurückführen.

Erst als man den Hof erreicht hatte, ließ Maubac seine Tochter los, deren zarten Arm er fast wund gedrückt hatte, ohne daß es ihr einfiel, sich darüber zu beklagen.

„Was hast Du gesehen? Was hast Du gehört?" fragte Maubac seine Tochter, indem er sich vor sie hinstellte, in rauhem Tone.

Pascaline heuchelte immer noch die größte Ruhe.

„Aber, Papa," entgegnete sie, „was soll ich denn an jenem häßlichen Orte sehen oder hören? Es gab dort weiter nichts als Vögel, welche zwitscherten, einen Hund, welcher bellte und eine Katze, welche miaute. Es war dies alles durchaus nicht sehr amüsant und ich wollte eben wieder fortgehen, als Du dazu kamst."

Maubac heftete einen harten, forschenden Blick auf sie.

„Das ist Alles?" fragte er wieder.

„Ja; was hätte es auch in diesem alten Hof weiter geben können? Was mich betrifft, so habe ich nichts darin gefunden, was mir Lust machen könnte, je dahin zurückkehren, das versichere ich Dir."

„Und ich werde dafür sorgen, daß so etwas nicht wieder geschehen kann. Ich liebe es nicht, daß man sich in meinem Hause herumtreibe."

Maubac schien von der Aufrichtigkeit seiner Tochter nicht überzeugt zu sein und den Kopf empor werfend setzte er murmelnd hinzu:

„Die Weibsleute sind aller Lügen und Ränke voll. Wer wäre so thöricht, ihren Worten oder ihren Thränen oder ihrem Lächeln zu trauen? Man kann sie nur dadurch zum Gehorsam bringen, daß man ihnen zu imponiren weiß."

Während Pascaline diese Worte mit affectirter Gleichgültigkeit anhörte, erhob sich vom andern Ende des Gebäudes her der Schall lauter Stimmen.

„Da kommen meine Brüder wieder nach Hause," sagte Pascaline.

„Ja, man hört sie," entgegnete Maubac in ärgerlichem Tone. „Sie lärmen, obschon sie wissen, daß ich es nicht leiden kann. Das kann nicht so fortgehen und ich wünsche sobald als möglich wieder Herr in meinem eigenen Hause zu werden. Geh' zu ihnen, meine Tochter," setzte er in sanfterem Tone hinzu, „und befiehl ihnen in meinem Namen, die Ruhe meiner Wohnung besser zu respectiren."

„Ich gehe, Papa. Aber willst Du nicht auch mitkommen. Es ist jetzt die Stunde des Abendessens und unsere Spaziergänger werden sehr hungrig sein."

„Man wird warten," sagte Maubac.

Mit diesen Worten nahm er von einer steinernen Bank einen darauf liegenden kleinen Sack Kalk und kehrte, immer noch mit seiner Kelle bewaffnet, rasch in den Corridor zurück.

„Sehen wir, was meine Brüder von meinen Entdeckungen denken werden,“ sagte Pascaline.

Und sie lenkte ihre Schritte nach dem Theil des Hauses, wo sich laute Stimmen hören ließen, als ob man sich heftig zankte.

Viertes Capitel.

Das Abendessen.

Die Familie Maubac versammelte sich gewöhnlich in einem mit Eichenholz getäfelten Zimmer, welches gleichzeitig als Salon und als Speisezimmer diente.

Ein großer Kamin mit riesigen eisernen Feuerböcken nahm die ganze eine Seite desselben ein.

In Stein gehauene Wappen, mit altem Tafelgeschirr beladene Büffets und Sessel, deren Lederüberzug vom langen Gebrauch glänzend geworden war, bildeten das Mobiliar.

In der Mitte stand ein plumper Tisch mit gedrehten Füßen, auf welchem die Mahlzeit aufgetragen ward.

In dieses bereits von zwei Lichtern verschwenderisch beleuchtete Zimmer beeilte Pascaline sich zu begeben, und sie fand hier nicht allein ihre beiden Brüder, sondern auch das Factotum Bringas und seine Frau Martha, mit welchen Erstere in einem lebhaften Wortwechsel begriffen waren.

Die jungen Maubacs schienen einer so alt zu sein wie der andere, obschon zwischen ihnen ein Unterschied von einem oder zwei Jahren vorhanden war.

Sie trugen beide ein ländliches Negligé, welches aus einer niedrigen Mütze, einer grauen Blouse und Beinkleidern von roher Leinwand bestand.

Trotz dieser Aehnlichkeit des Costüms herrschte in dem Aeußern der beiden Brüder eben so wie in ihrem Charakter der auffallendste Contrast.

Der älteste, Cäsar, hatte den hohen Wuchs des alten Maubac. Seine markirten Züge, sein schwarzer Bart, sein kühner Blick, seine rauhe Stimme verriethen ein ungestümes Temperament. Es war die Kraft, welche sich ihrer selbst bewußt ist und Anfeindungen und Hindernisse, um des Vergnügens willen, sie zu besiegen, aufsucht.

Mit verworrenem Haar, schiefstehender Mütze und vor Wuth dunkelrothem Gesicht ließ er in diesem Augenblick die Gefühle seiner unbändigen Natur überwallen.

Urban, der Jüngere, bot, wie wir schon angedeutet, einen ganz anderen Typus dar.

Obschon ebenfalls stark und kräftig, war er doch weniger groß als sein Bruder, so sorglos aber dieser in Bezug auf seine Kleidung und so lärmend und rücksichtslos er sich hinsichtlich Anderer zeigte, so gesucht in seinem Aeußern und so bescheiden und sanft bis zur Heuchelei zeigte sich Urban.

Er hatte blaue Augen, die er demüthig niederschlug, und ein fortwährendes Lächeln ruhte auf seinen schmalen Lippen.

Seine Stimme gewann oft einen weichen, liebkosenden Ausdruck, der aber einen Willen, der viel-

leicht ebenso hartnäckig war, wie der seines Bruders, nicht ausschloß.

Seine Haltung war ernst, sein Benehmen studirt und obschon er sich während des vergangenen Tages denselben Beschwerden und Anstrengungen ausgesetzt hatte wie Cäsar, so war doch sein Haar ebenso wenig in Unordnung gerathen als eine Falte seiner Kleider.

Vielleicht lebten die Brüder bei einem so verschiedenen Naturell, wenn sie sich außerhalb der väterlichen Wohnung befanden, nicht immer in vollkommener Eintracht; in Saint-Abdon aber verstanden sie sich wunderbar gut gegen den gemeinsamen Feind, das heißt gegen die tyrannische, räthselhafte Autorität des Hauptes der Familie.

Selbst Pascaline war, obschon sie ihre Brüder nur einige Tage des Jahres sah, in diesen Bund mit eingetreten, gerade als ob sämmtliche Kinder Maubac's eingesehen hätten, daß es aller ihrer besonderen Fähigkeiten und Kräfte bedürfe, um einer unerträglich gewordenen Herrschaft Widerstand zu leisten.

Die Wirkung dieses Einverständnisses zeigte sich an diesem Tage gegen das Ehepaar Bringas.

Der Mann, damals ungefähr fünfzig Jahre alt, war kräftig und untersetzt. Er hatte eine niedrige Stirn, ein wild blickendes Auge, ein brutales, wenig Intelligenz verrathendes Gesicht. Dabei zeigte er sich schweigsam und räthselhaft wie sein Herr; dieser aber ging nur mit sich selbst zu Rathe, während der Diener keinen andern Willen kannte als den Maubac's.

Niemand wußte, worin diese absolute Unterwürfig-

keit des Dieners gegen den reichen Speculanten ihren Grund hatte.

So weit man zurückdenken konnte, hatte man Bringas stets in Maubac's Nähe gesehen. Man sagte, daß beide bei den revolutionären Unruhen im Jahre 1793 zu Lyon eine thätige Rolle gespielt hätten und damals diese geheimnißvolle Vertrautheit begonnen haben. Herr aber wie Diener spielten niemals auf die Vergangenheit an und man sah sich daher in Bezug auf das mächtige Band, welches sie aneinander fesselte, auf bloße Vermuthungen angewiesen.

Wie dem aber auch sein mochte, so theilte Bringas den Haß, welchen Maubac einflößte, und wenn er in seinem langen braunen Ueberrock, den Hut tief in die Augen hineingezogen, durch das benachbarte Dorf ging, um irgend einen rücksichtslosen Auftrag auszuführen, da zitterten alle Leute, an welchen er vorbeikam.

Derselbe Abscheu gab sich gegen Martha, seine Frau, kund, ein dickes, plumpes, zankendes Weib, welches er beherrschte wie er selbst von seinem Herrn beherrscht ward.

Dieses widerwärtige Ehepaar rächte sich für die allgemeine Abgeneigtheit, die es erfuhr, dadurch, daß es sich mit Allen, die ihm zu nahe kamen herumzankte, mit den jungen Maubacs ebenso wie mit den Andern.

An diesem Tage hatte Bringas und Martha gewagt, den jungen Leuten über ihre späte und lärmende Rückkehr einige, nicht sonderlich gewählte Vorwürfe zu machen, und die Bombe war geplatzt, wie man zu sagen pflegt.

Als Pascaline in das Speisezimmer kam, waren Cäsar uud Urban in offenem Aufruhr gegen die Autorität des Ehepaars begriffen.

„Wisset, Papa Bringas,“ sagte Cäsar, mit einer Stimme und Geberde à la Mirabeau, „daß wir nicht mehr Lust haben, uns auf diese Weise behandeln zu lassen. Wir werden gehen und kommen, zu welcher Stunde es uns beliebt, und Martha kann sich eben so wie Ihr jede Bemerkung darüber ersparen. Habt Ihr mich verstanden? Mißbraucht daher nicht meine Geduld, denn sie hält nicht sehr lange, das sage ich Euch im Voraus.“

„Ihr müßt bedenken, lieber Papa Bringas,“ setzte Urban in seinem einschmeichelnden Tone hinzu, „daß Cäsar und ich jetzt mündig sind und daß wir hier gewisse Rechte auszuüben haben. Ich will Euch das Civil- und auch das Criminalgesetzbuch zeigen, alter Freund, von welchem letzteren namentlich, wie man behauptet, Ihr keinen recht klaren Begriff habt. Ihr werdet dann die Ueberzeugung gewinnen, daß wir auf Euer Keifen kein Gewicht legen können.“ —

„Sondern Euch, wenn Ihr uns den Kopf zu warm macht, zum Fenster hinauswerfen,“ setzte Cäsar hinzu.

„Zum Fenster hinaus! wiederholte Urban in scherzendem Tone. „Ist das Dein Ernst, Cäsar? In diesem gemüthlichen, gastlichen Hause gibt es nicht ein einziges Fenster, welches nicht vergittert wäre.“

Bringas und seine Frau waren grün vor Wuth und sahen einander mit sprachlosem Erstaunen an.

„Uns so zu behandeln!" sagte endlich Martha, welche zuerst wieder Worte fand. „Nie hätte ich so etwas für möglich gehalten!"

„Er hat es gewollt," murmelte Bringas, indem er seine buschigen Augenbrauen runzelte. „Nun mag er auch selbst sehen, wie diesem Unfug zu steuern ist."

Dann wendete er sich zu den jungen Leuten, die ihn mit höhnisch lächelnden Blicken betrachteten.

„Lachen Sie nur zu," sagte er in barschem Tone „Sie wissen nicht, über wen und über was Sie spotten. Wenn aber mein Herr mir einen Befehl ertheilt, so steht mir dann auch die Macht zu, ihm bei Jedermann hier, selbst bei Ihnen, Respect zu verschaffen. Das lassen Sie sich gesagt sein!"

Urban und Cäsar wollten antworten, Pascaline aber, welche sich beeilte, auch ihr Wort für die gemeinsame Sache dareinzugeben, rief entschlossen:

„Das ist sehr schön, Bringas, wenn aber unser Vater in Bezug auf uns gewisse Befehle ertheilt, so werdet Ihr es in Ordnung finden, daß er sie uns selbst gibt, ohne sich eines Vermittlers zu bedienen."

„Bravo! Gut gesagt, meine tapfere Amazone," bemerkte Cäsar in heiterem Tone.

„Unsere liebe Pascaline," setzte Urban hinzu „besitzt eben so viel Logik und Energie als Schönheit."

„Es ist gut," hob Bringas in seinem schroffen Tone wieder an, „die Mädchen wie die Knaben, alle sind gegen uns. Komm, Martha; ich werde alles dem Herrn sagen und er wird weitere Bestimmungen treffen."

„So ist's recht," entgegnete Cäsar in verächtlichem Tone, „geht und erstattet Eure Anzeige und Eure Frau möge für unser Abendessen sorgen, denn wir sterben fast vor Hunger."

„Es wird nicht eher zu Abend gegessen, als bis der Herr es erlaubt," entgegnete der Majordomo immer noch in demselben Tone.

Dann verließ er mit Martha langsam das Zimmer und man hörte sie mit einander auf der Treppe flüstern.

Nachdem die jungen Leute sich in der eben mitgetheilten Weise gegen die alten Diener von Saint-Abdon ausgesprochen, begannen sie an die Folgen zu denken, welche dies haben konnte.

„Wir können uns auf eine tüchtige Strafpredigt gefaßt machen," sagte Urban.

„Ach, was kann man uns weiter thun?" entgegnete Cäsar. „Schlagen wird man uns nicht, denn das würde sich keines von uns gefallen lassen. Im schlimmsten Falle schickt man uns fort, nachdem man uns das nöthige Geld gegeben, und ich für meine Person, würde mich darüber nicht sehr beklagen, denn ich beginne mich in diesem alten Eulennest fürchterlich zu langweilen."

„Geld!" wiederholte Urban, „ja, das ist die Hauptsache. Dennoch fehlt es daran, wie die Leute sagen, durchaus nicht; unser Vater ließe sich aber eher das Herz ausreißen als — Doch um wieder auf Bringas und seine Frau zurückzukommen, wenn man ihre Insolenz gutheißt, so liegt der Grund nach meiner Ansicht darin, daß sie um wichtige Geheimnisse wissen."

„Urban hat Recht," sagte Pascaline. „In der That, meine Brüder, es gehen in diesem Hause Dinge vor, welche geeignet sind, Stoff zu allerhand Gedanken zu geben."

Und nun erzählte sie, wie sie, durch das, was Leonarde ihr mitgetheilt, bewogen, eine Excursion nach der Terrasse des Priors gemacht und was sie dort zu beobachten Gelegenheit gehabt.

Ihre Brüder hörten ihr aufmerksam zu.

„Du bist sehr kühn, kleine Pascaline," hob Cäsar endlich lachend an, „und ich hätte nicht geglaubt, daß man bei den Nonnen so muthig werden könnte. Im Grunde genommen hast Du aber nichts gesehen und auch weiter nichts gehört als die Stimmen gewisser Hausthiere, was in so großer Nähe eines Hühnerhofs nichts sehr Außerordentliches ist."

„Du vergißt, Cäsar, jene menschliche Stimme, welche schon Leonarde erwähnt hatte und die ich selbst in dem Augenblick vernahm, wo unser Vater mich hinwegzerrte."

„Leonarde flößt mir kein großes Vertrauen ein, liebe Pascaline; sie ist eben so dumm als häßlich und Dir fehlt es nicht an Phantasie. Was mich bei diesem ganzen Abenteuer am meisten interessirt, ist, zu wissen, was unser Vater dort mit einem Sack Kalk und einer Maurerkelle gemacht hat."

„Ja, dieser Umstand ist sehr seltsam," sagte Urban „und der Zorn unseres Vaters, sein Eifer, die schöne Neugierige von der Stelle zu entfernen, beweisen, daß er ein großes Interesse daran hatte, in diesem Augen-

blicke nicht beobachtet zu werden. Wenn wir uns nur unsererseits auch einmal bis auf diese unzugängliche Terrasse des Priors schleichen könnten."

„Ich glaube, meine Brüder," sagte Pascaline, „daß dies künftig nicht so leicht sein wird, und ohne Zweifel hat sich der Vater schon an's Werk gemacht, um die Riegel und Schlösser so einzurichten, daß sie nicht sofort von Jedem geöffnet werden können."

„O, dann wird man wohl noch eine Eisenstange finden, um so gut verschlossene Thüren einschlagen zu können."

„Dies wäre ein geräuschvolles und gefährliches Verfahren," sagte Urban. „Wäre es nicht besser, mit List zu Werke zu gehen und ein geschicktes Mittel ausfindig zu machen? Klugheit ist unumgänglich nöthig, denn das Bekanntwerden der Geheimnisse unseres Vaters könnte für uns eben so gefährlich sein wie für ihn selbst."

Während die beiden Brüder und Pascaline so mit gedämpfter Stimme mit einander sprachen, ließ sich ein wuchtiger, majestätischer Tritt auf der Treppe hören.

Die Haltung der Geschwister verlor sofort den dreisten und herausfordernden Charakter, den sie bis jetzt gehabt hatte.

„Da kommt unser Vater!" murmelte Urban erschrocken.

Maubac, welchem Martha mit einer Kerze in der Hand voranschritt, trat in das Zimmer.

Seine Kinder erhoben sich, begrüßten ihn ehrerbietig und blieben dann, einem Ceremoniell, welches er von ihrer Kindheit an eingeführt, zufolge, stehen.

Er heftete nach der Reihe seinen strengen Blick auf jedes von ihnen und alle schlugen mit einem Gemisch von Befangenheit und Unruhe die Augen nieder.

Er schien sich einen Augenblick lang an ihrer Verlegenheit zu weiden, dann sagte er langsam:

„Ich erfahre heute, daß Ihr Euch gegen meinen Willen empört und daß Ihr die Leute meines Hauses zu beleidigen gewagt habt. Es gibt aber hier nur einen Herrn und so lange ich lebe wird es auch nie einen andern geben. Eure Ungehorsamsgelüste bestimmen mich, Euern Aufenthalt hier abzukürzen. Morgen werdet Ihr erfahren, was ich über Euch bestimmt habe. Bis dahin möge sich keines von Euch unterstehen, meine Ruhe zu stören."

Der Ton, in welchem Maubac sprach, hatte etwas so Nachdrückliches und Drohendes, daß Niemand auch nur ein Wort zu entgegnen wagte.

Nach einer Pause begann er wieder.

„Jetzt setzt Euch; ich erlaube es."

Man gehorchte schweigend und die Widerspenstigen wagten nicht einmal, einen Blick zu wechseln, der von ihrem furchtbaren Vater hätte bemerkt werden können.

Das Abendessen war nicht gerade gewählt, aber gut und reichlich.

Maubac's Tafel war um so besser versorgt als der Wein und die meisten Speisen, welche darauf figurirten, Producte seines eigenen Grundes und Bodens

waren und deshalb keine baaren Ausgaben nothwendig gemacht hatten.

Die jungen Leute aßen mit dem soliden Appetit, welcher das Attribut der Jugend ist.

Während eines Theils der Mahlzeit ward kein Wort gewechselt und Martha, welche um zu bedienen ab und zuging, schien sich über die Demüthigung der Geschwister nicht wenig zu freuen.

Uebrigens durften — ebenfalls in Folge der hier eingeführten strengen Etikette — weder die Söhne noch die Tochter das Haupt der Familie anreden, so lange es nicht eine Frage an sie gerichtet hatte.

Gewöhnlich ermangelte Maubac auch nicht, seine Söhne über ihre Beschäftigungen, ihre Begegnungen mit andern Leuten außerhalb des Hauses und über die Neuigkeiten des Tages zu befragen.

Heute aber fragte er erst gegen das Ende der Mahlzeit und nachdem er durch dieses lange Schweigen seine Unzufriedenheit zu erkennen gegeben, in eisigem Tone:

„Was haben die Herren denn heute vorgenommen?"

Cäsar antwortete mit einer scheinbaren Offenheit, hinter welcher sich vielleicht eine tückische Absicht verbarg.

„Wir sind auf dem Fluße gefahren, Papa. Wir ruderten bis zur Schlangeninsel, die uns gehört und wo man im Begriff war, das Gras zu mähen. Ich hatte dort Gelegenheit, zu Ehren unseres Namens eine Tracht Fußtritte und Faustschläge auszutheilen."

„So?" entgegnete Maubac, dessen Stirn sich runzelte; „mit wem hattest Du es zu thun?"

„Mit einem der Taglöhner, die dort mäheten. Er heißt Bernard und behauptet, ein kleines Erbtheil besessen zu haben, welches Du gerichtlich hast verkaufen lassen. Als er uns sah, kam er wie ein Wüthender auf uns zu und überhäufte uns mit Schmähungen, von welchen die Mehrzahl Dir galt. Er nannte Dich einen Geizhals, einen Wucherer, einen Schuft und was weiß ich sonst noch. Ich gebot ihm Schweigen, da er aber mit seinen Schimpfereien nicht aufhörte, so fiel ich über ihn her und walkte ihn tüchtig durch."

„Und die andern Arbeiter, was sagten diese?"

„Nichts. Niemand wagte sich einzumischen. Auf Urban kann man in solchen Fällen nicht rechnen, ich fühlte mich aber stark genug, ganz allein mit diesem Gesindel fertig zu werden, trotz ihrer Gabeln und Sensen. Uebrigens hat sich der Halunke, nachdem ich ihn durchgeprügelt, ich weiß nicht wo versteckt und wird sich, glaube ich, diese Lection zur Warnung dienen lassen."

Maubac machte eine Geberde der Zustimmung und entgegnete kalt:

„Ich weiß recht wohl, daß ich in der Umgegend viele Feinde habe."

Er war gewohnt, den Haß und die Rachsucht, die er durch seine unerbittliche Habgier erweckte, seinen „Feinden" beizumessen.

„Was mich betrifft, Papa," sagte Urban seinerseits, „so kehrte ich, während Cäsar das Boot wieder

zu Vater Simonin zurückruderte, auf dem sogenannten grünen Weg zurück und begegnete einer alten Frau, welche ebenfalls behauptete, das Opfer Deiner Habgier zu sein. Es ist eine Witwe mit vielen Kindern, die gegenwärtig in die bitterste Armuth versetzt ist. Sie wagte allerdings nicht, Dich offen zu beschuldigen, klagte und weinte aber auf eine Weise, die ganz unerträglich war."

„Du hättest sie zum Schweigen bringen sollen."

„Das that ich auch. Ich drückte ihr zehn Sous in die Hand, damit sie sich und ihren Kindern Brod kaufen könnte."

„Zehn Sous!" wiederholte der Geizhals. „Du hast also Geld übrig?"

„O nein, Papa, das ist durchaus nicht der Fall. Ohne Zweifel aber weißt Du, daß gewisse Almosen, dem, der sie gibt, von größerem Nutzen sind als dem, der sie empfängt."

Urban begleitete diese Art Axiom mit einem Lächeln und vielsagenden Augenblinzeln.

Maubac billigte die Heuchelei Urban's eben so, wie er Cäsar's Brutalität gutgeheißen hatte.

„Wohlan," hob er mit einem unverkennbaren Gefühl von Befriedigung wieder an, „Jeder von Euch hat nach seiner Art, seinem Temperament und seiner Gewohnheit das Ansehen der Familie vertheidigt. — Aber was zum Teufel ist denn das?"

Dieser letztere Ausruf ward durch mehrere Hammerschläge hervorgerufen, die an das Thor des alten Klosters gethan wurden.

„Wer kann das sein?" fuhr er fort. „Die Leute

in unserer Gegend wissen, daß zu dieser Stunde Niemand bei mir vorgelassen wird."

Der aber, welcher vor dem Thore stand, war ohne Zweifel nicht aus der Umgegend, denn als er keine Antwort erhielt, so pochte er nochmals, erst langsam, dann immer schneller und lauter.

Endlich ward Maubac ungeduldig.

„Das ist doch," rief er, „eine Dreistigkeit, die allen Glauben übersteigt. Sieh' einmal, Martha, was es eigentlich gibt."

Martha ging und kam nach wenigen Augenblicken wieder.

„Herr," sagte sie, „es ist Ihr Verwandter, Herr Josef Cartier, der heute Abend von Lyon angekommen ist und behauptet, etwas sehr Nothwendiges mit Ihnen zu sprechen zu haben."

„Cartier?" wiederholte Maubac. „Was kann denn diesen hierherführen? Na, zu Ehren unserer Verwandtschaft werde ich eine Ausnahme von der Regel machen. Laß' ihn heraufkommen, Martha, damit wir erfahren, was er will."

Martha entfernte sich abermals. Pascaline und ihre Brüder wollten diese Gelegenheit benutzen, um das Zimmer zu verlassen.

„Bleibt," sagte Maubac. „Zwischen Josef und mir gibt es keine Geheimnisse. Obschon Ihr ihn nicht kennt, so müßt Ihr doch von ihm sprechen gehört haben. Er war der Neffe meiner ersten Frau und ich war in früherer Zeit sein Vormund. Noch heute habe ich Gelder, die ihm gehören, in meiner Verwahrung."

„Cartier!" sagte Urban in verächtlichem Tone; „wenn ich nicht irre, so ist er ein Seidenweber."

„Ein Kiebitz!" setzte Cäsar mit spöttischem Gelächter hinzu. „Das ist der Spitzname, mit welchem man diese Arbeiter zu bezeichnen pflegt."

Pascaline sagte nichts, zuckte aber verächtlich die Achseln.

„Zeigt Euch Cartier gegenüber nicht allzu schroff," fuhr Maubac fort. „Er ist kein übler Kopf und er hat sich auch, ich weiß selbst nicht wie, einen gewissen Grad von Bildung angeeignet. Vielleicht ist er auf dem besten Wege, sich emporzuarbeiten. Wir leben jetzt in gar sonderbaren Zeiten."

Eben als Maubac diese letzten Worte sprach, trat der Mann, dem sie galten, ein, begleitet von Martha und Bringas, welche sich, nachdem sie ihn eingeführt, zurückzogen.

Josef Cartier schien noch ziemlich jung zu sein und hatte ein sanftes, offenes und intelligentes Gesicht. Seine Manieren waren einfach, hatten aber dabei etwas Nobles und sein Costüm zeichnete sich, ohne gerade elegant zu sein, durch die sorgfältigste Sauberkeit aus.

Mit einem Wort, seine ganze Erscheinung verrieth weit mehr als einen gewöhnlichen Arbeiter und er würde überall, wo er es nicht mit gegen ihn eingenommenen Leuten zu thun gehabt hätte, Sympathie erweckt haben.

Als er sich im Zimmer befand, warf er einen raschen Blick um sich und eine lebhafte Gemüthsbewegung spiegelte sich auf seinem Gesicht. Dennoch bemühete er sich, dieselbe zu unterdrücken.

„Guten Abend, lieber Onkel," sagte er. „Ich freue mich, Sie zu sehen, Sie und," setzte er, indem er sich gegen die drei jungen Leute freundlich grüßend verneigte, „meine Cousins und meine Cousine, glaube ich."

Maubac's Kinder beantworteten dieses Entgegenkommen durch ein kaum bemerkbares Kopfnicken.

Cartier schien jedoch diese beleidigende Kälte nicht zu bemerken. Er war auf einen Stuhl niedergesunken, den sein Onkel ihm angedeutet hatte, und große Thränen rollten über seine Wangen herab.

„Was zum Teufel fehlt Dir denn?" fragte Maubac in rauhem Tone.

Cartier trocknete sich die Augen.

„Entschuldigen Sie," sagte er mit verlegener Miene. „Ich bin seit vielen Jahren nicht in diesem Zimmer gewesen, denn wenn meine Geschäfte oder meine Pflicht mich nach Saint-Abdon riefen, empfingen Sie mich stets unten in Ihrem Bureau. Ich entsinne mich aber noch recht wohl, daß ich in dem Zimmer, wo wir uns jetzt befinden, oft meine Tante, Ihre erste Frau, gesehen habe, die so gut war und mich so lieb hatte. Damals lebte auch noch mein kleiner Cousin, Etienne, jener hübsche, dreijährige Knabe, mit dem ich, selbst noch Kind, so gern spielte. Als ich hier eintrat, drängten sich alle diese Erinnerungen mir wieder auf und ich dachte an jene vortreffliche Frau, an jenes liebenswürdige Kind, welche beide so vorzeitig von dieser Welt abgerufen wurden. Arme Tante! Armer kleiner Etienne!"

Während Cartier so sprach, war Maubac's langes

spitzes Gesicht düster geworden wie die Nacht. Er heftete einen mißtrauischen Blick auf seinen Neffen.

Da er aber schwieg, so sagte Cäsar in spöttischem Tone:

„Unser Cousin besitzt eine hartnäckige Anhänglichkeit. Er betrauert Ereignisse, die sich vor länger als zwanzig Jahren zugetragen haben.“

„Er hat uns eine förmliche Rede à la d'Arlincourt gehalten,“ setzte Urban in demselben Tone hinzu. „Die Seidenindustrie schließt, wie es scheint, die Literatur nicht aus.“

Was Pascaline betraf, so trug sie kein Bedenken, ein kurzes silbernes Gelächter auszustoßen, was trotz seines Wohlklanges ein ungemein beleidigendes war.

Cartier schien diese Spöttereien immer noch nicht zu bemerken und bemühte sich vielmehr, die Gefühle, die ihn bewegten, niederzukämpfen.

Endlich sagte Maubac in seinem gewöhnlichen, harten Tone:

„Aber Josef, kommst Du deshalb zu so später Stunde zu mir und schlägst mir fast das Thor ein, um diese alten Geschichten zu erzählen?“

„Ich bitte nochmals um Verzeihung, lieber Onkel,“ entgegnete Cartier. „Diese Erinnerungen sind allerdings sehr unzeitig, und wenn es von mir abgehangen hätte. — Ich will aber Ihre Zeit nicht mißbrauchen und übrigens duldet das Geschäft, welches mich herführt, auch keine Verzögerung.“

„Bis morgen aber kann es hoffentlich warten?“

„Morgen Mittag muß ich wieder in Lyon sein.

Ich bin soeben angekommen und nachdem ich mein Pferd im Gasthofe des Dorfes eingestellt, habe ich mich beeilt, hierherzugehen, in der Hoffnung, daß Sie, trotz der ungewöhnlichen Stunde, die Güte hätten, mich zu empfangen."

„Nun, wenn Du so eilig hast, so sprich. Ohne Zweifel ist das Geschäft von der Art, daß Du es in Gegenwart meiner Kinder zur Sprache bringen kannst."

„Ja wohl, lieber Onkel; ich glaube nur, es wird für meine Cousins kein Interesse haben."

„Wir werden auch nicht darauf hören," sagte Cäsar.

Die Geschwister zogen sich, nachdem Cäsar dies gesagt in eine Fenstervertiefung zurück und begannen mit einander zu flüstern.

Cartier in seiner Arglosigkeit hielt das, was im Grunde genommen eine neue Beleidigung war, für einen Beweis von Discretion.

„Lieber Onkel," begann er, „ich bekleide, wie Sie wissen, bei Herrn Morin, einem der ersten Seidenfabrikanten in Lyon, einen Vertrauensposten. Nachdem ich lange Zeit Werkführer in der Fabrik gewesen, bin ich jetzt erster Commis, und die Firma unternimmt nichts, ohne mich zu Rathe zu ziehen."

„Das ist ja sehr schön. Dann wirst Du auch einen guten Gehalt haben und wenn Du sparsam zu sein verstehst —"

„Mein Gehalt ist gut, den meisten Werth aber lege ich auf die Achtung und Zuneigung, die man mir beweist, und es gibt auch meinerseits nichts, was ich

nicht bereit wäre, für meinen vortrefflichen Chef zu thun. Wie Ihnen bekannt sein wird, lieber Onkel, hat die Seidenindustrie gegenwärtig mit einer schweren Krisis zu kämpfen. Die Kaufleute und die Fabrikanten müssen ihre Anstrengungen verdoppeln, wenn sie sich unter den schwierigen Umständen, in welchen wir uns befinden, halten wollen."

„Und was willst Du, daß ich dabei thue?" fragte Maubac kalt.

„Sie, lieber Onkel, sollen nichts thun, ich aber will nicht verfehlen, das Meinige zu thun. Mein Chef hat morgen bedeutende Zahlungen zu leisten und um dieselben zu decken, hat er sich in die Nothwendigkeit versetzt gesehen, alle seine Hilfsquellen in Anspruch und zu allen seinen Freunden Zuflucht zu nehmen. Dennoch fehlen ihm noch ungefähr zwanzigtausend Francs, und wenn er diese nicht schafft, so könnte es leicht sein, daß er für insolvent erklärt würde. Er hat mir seine tödtliche Verlegenheit anvertraut, und ich habe mich besonnen, daß Sie, lieber Onkel, noch eine Summe, die von meinem bescheidenen Erbtheil herrührt und etwas mehr als zwanzigtausend Francs beträgt, in Verwahrung haben. Ich nahm sogleich ein Pferd und komme eben in aller Eile hier an, um diese Summe zu erheben, welche ohne Zweifel Herrn Morin's Ehre und Wohlstand retten wird."

Maubac nahm eine mürrische Miene an, wie er stets zu thun pflegte, wenn man, gleichviel aus welchem Grunde, Geld von ihm verlangte.

„Du wirst eine Dummheit begehen," sagte er.

„Die Seidenkrisis scheint mir sehr lange anzudauern. Es werden neue Zahlungen fällig werden, Dein Chef wird, wenn auch nicht diesen Monat, doch den nächstfolgenden seine Insolvenz erklären müssen, und Du kommst dann um Dein ganzes Vermögen."

„Ich bitte um Entschuldigung, lieber Onkel; im Gegentheil, wir haben Grund zu glauben, daß die Krisis ihrem Ende entgegengeht. Uebrigens," setzte Cartier entschlossen hinzu, „mag es werden, wie Gott will. Herr Morin ist mein bester Freund und würde ich auch in seinen Ruin mit verwickelt, so blieben mir dann immer noch meine Hände und mein Kopf, um mir auch ferner mein Brod verdienen zu können. Ich wäre Ihnen daher sehr dankbar, lieber Onkel, wenn Sie mir die zwanzigtausend Francs, deren ich bedarf, ohne Verzug auszahlten."

„Ich habe kein Geld," antwortete Maubac. „Glaubst Du, daß ich eine solche Summe im Hause behalte?"

Cartier lächelte ungläubig.

„Ich sollte meinen, lieber Onkel, daß es Ihnen keine große Mühe kosten würde, binnen vierundzwanzig Stunden eine zehn- oder zwanzigmal größere Summe flüssig zu machen."

In diesem Augenblicke wurden die Kinder Maubac's aufmerksam.

„Du bist ein schlechter Spaßvogel," begann der Speculant in seinem mürrischen Tone wieder. „Uebrigens ist ja bestimmt, daß Du Dein Geld nicht anders als nach sechsmonatlicher Kündigung von mir erheben

kannst. Komm' daher in sechs Monaten wieder und Du sollst erhalten, was Dir zukommt."

„Wie? Ich sage Ihnen nochmals, wenn Morin gerettet werden soll, so muß er diese Summe bis morgen Vormittag in Händen haben — sonst ist sein Sturz unvermeidlich."

„Ich habe kein Geld," wiederholte Maubac.

Es trat augenblickliches Schweigen ein. Cartier schien über die Weigerung seines Onkels ganz außer sich zu sein.

Die drei Geschwister in ihrer Ecke fanden an diesem Kampf zwischen schroffer Habsucht einerseits und naiver Uneigennützigkeit andererseits nicht wenig Interesse.

„Lieber Onkel," sagte Cartier endlich, indem er aufstand, „ich bedauere, daß Sie mir diesen Dienst nicht leisten können. Ich sehe mich sonach genöthigt, mich an irgend einen Geschäftsvermittler zu wenden, um eine Anleihe zu Stande zu bringen, und da mich die Zeit sehr drängt, so wird man meine Lage ohne Zweifel auf die unwürdigste Weise mißbrauchen. Doch gleichviel, ich bin zu jedem Opfer bereit."

„Warte noch ein wenig," sagte Maubac langsam. „Du würdest Dich also, um Dir diese zwanzigtausend Francs ohne Verzug zu verschaffen, zu einigen Opfern verstehen?"

„Ja wohl, lieber Onkel, und zwar sehr gern."

Maubac that, als ob er überlegte.

„Na," begann er dann, indem er eine gewisse Gutmüthigkeit affectirte, „Du bist ein braver Junge, Josef, und hast in Bezug auf — auf unsere Familie

ganz vortreffliche Gesinnungen bewahrt. Deshalb will ich für Dich thun, was ich für keinen Andern thun würde. Laugerot, mein Notar, hat mir kürzlich eine Summe anvertraut, über die ich im Nothfall disponiren kann. Komm' daher morgen früh bei Zeiten wieder und wir werden uns verständigen."

Cartier war sehr erfreut und sprach seinen Dank in warmen Worten aus.

„Hm," murmelte Cäsar seinem Bruder in's Ohr, „der arme Kiebitz kann sich darauf gefaßt machen, nicht schlecht gerupft zu werden. Er wird sogar die Säcke und den Bindfaden bezahlen müssen."

„Unser Vater muß irgendwo einen Schatz haben," sagte Urban ebenso leise; „wo hält er denselben nur versteckt?"

„Das suche ich eben seit unserer Rückkehr hierher zu ermitteln. Man versichert, unser Vater gehöre zur Zahl jener Geizigen, welche das Gold vergraben, und auf diese Weise wäre die Erklärung für jene Maurerkelle und den Kalksack gefunden, welchen Pascaline gesehen. Ich glaube, wenn wir diese Nacht frei im Hause umhergehen dürften, so könnten wir etwas entdecken."

„Nun, wenn Du willst, so können wir uns ja, wenn Alles zu Bette ist, auf die Suche machen."

„Ich bin mit dabei. Ich will Dich aus Deinem Zimmer abholen. Erwarte mich."

Josef Cartier, der die unabänderliche Gewohnheit des Hauses kannte und wußte, daß um neun Uhr Alles zu Bette sein mußte, schickte sich an, Abschied zu nehmen.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, lieber Onkel," be-

gann er, „wie angenehm Ihre Gefälligkeit mir ist. Nicht blos Herrn Morin, meinen Chef und Freund, wünsche ich seiner Sorge zu überheben, sondern es gibt auch noch eine freundliche und liebenswürdige Person, welche bei dem Gedanken an die Ereignisse, welche der morgende Tag bringen kann, zittert, und welche der Erfolg meines Schrittes mit Freude erfüllen wird."

„Ah, so! Du meinst wohl ein Frauenzimmer?"

„Ich meine Mademoiselle Emilie Morin, die älteste Tochter meines Chefs, das liebenswürdigste Wesen, welches man sich denken kann."

Ein höhnisches Gelächter, welches vom Fenster her erscholl, unterbrach den armen Josef. Eine lebhafte Röthe überzog seine Wangen.

„Ich hätte nicht geglaubt," sagte er in ärgerlichem Tone, „daß meine ehrerbietige Anhänglichkeit an Herrn Morin und dessen Familie Stoff zum Lachen geben könnte — besonders hätte ich dies nicht Verwandten gegenüber geglaubt, welche rechtschaffene Gesinnungen zu würdigen wissen sollten."

Cäsar stand im Begriffe, mit seinem gewöhnlichen Ungestüm zu antworten, der alte Maubac aber beeilte sich, zu interveniren.

„Ruhe!" rief er und setzte dann zu Josef gewendet hinzu: „Wie kannst Du auf die Albernheiten dieser Kinder achten! Doch es ist spät. Morgen früh also. Von Tagesanbruch an stehe ich zu Deiner Disposition und Bringas wird demgemäß instruirt werden."

Cartier grüßte, auf diese Weise verabschiedet, die jungen Maubacs, welche fortfuhren höhnisch zu lachen.

Während der Alte seinen Neffen bis an die Treppe begleitete, sagte Cäsar leise zu seinem Bruder und seiner Schwester:

„Dem Kiebitz schwoll der Kamm; wenn ich gedurft hätte, wie ich wollte, so wäre er nicht so wohlfeil weggekommen. Also, Urban, vergiß nicht, was wir verabredet haben."

„Nein, nein, in einer Stunde hole mich ab."

„Meine Brüder," sagte Pascaline, „erlaubt mir, Euch zu begleiten. Vielleicht entdecken wir etwas in Bezug auf die räthselhafte Stimme, die man auf der Terrasse des Priors hört."

„Du kleine Neugierige! Doch es sei; man wird an Deine Thüre pochen."

In diesem Augenblick trat Maubac wieder ein und Alle schwiegen.

„Ihr waret gegen den armen Josef Cartier sehr unartig," sagte er in strengem Tone. „Ihr solltet Euch gegen Personen, die es mir beliebt zu empfangen, höflicher zeigen. Ich gedenke jedoch bald Ordnung in die ganze Sache zu bringen. Jetzt verfügt Euch auf Eure Zimmer. Es ist Zeit, schlafen zu gehen."

Martha zündete drei Messingleuchter an, auf deren jedem ein winzig kleines Lichtstümpchen stack, damit man nicht in Versuchung geriethe, lange aufzubleiben.

Zwei dieser Leuchter bekamen Cäsar und Urban, den dritten nahm Martha selbst, um Pascaline zu begleiten, bei welcher sie in Leonarde's Abwesenheit die Stelle der Zofe vertrat.

Dann wünschten die Kinder eins nach dem andern ihrem Vater gute Nacht und küßten ihm die Hand.

Dennoch glaubte er zu bemerken, daß Cäsar sich dieser Pflicht mit schlecht verhehltem Aerger, Urban mit mehr als gewöhnlicher heuchlerischen Affection und Pascaline mit einer gewissen heimtückischen Fügsamkeit entledigte.

Als sie alle drei heraus waren, sagte Maubac den Kopf schüttelnd:

„Sie führen etwas im Schilde. Ich werde aber aufpassen.“

Die Zimmer der Brüder und das der Schwester waren, wie wir schon erwähnt haben, weiter nichts als ehemalige Mönchszellen auf der rechten und linken Seite des Corridors.

Jedes zog sich in das seinige zurück; es dauerte nicht lange, so verschwanden die Lichter an den Fenstern und man hätte glauben können, daß die sämmtlichen jungen Maubacs sich dem Schlafe überließen.

Dem war aber nicht so, denn sie erwarteten vielmehr mit Ungeduld im Dunkeln die Stunde, wo sie sich wieder versammeln wollten, als ein langsamer, majestätischer Schritt sich auf dem Corridor vernehmen ließ.

Der auf diese Weise Einherschreitende blieb der Reihe nach vor jeder Zelle stehen und schob einen äußern Riegel vor, worauf er sich dann in derselben ruhigen Weise entfernte.

Die Geschwister eilten jedes in seiner Zelle sofort nach der Thüre und fanden dieselbe verriegelt. Sie wußten, daß nur ihr Vater der Urheber dieser Gewalt-

maßregel sein konnte und wagten daher nicht zu protestiren.

Cäsar stieß wohl einige Fluchworte aus, dieselben verhallten aber hinter dem festen Verschluß seines zeitweiligen Gefängnisses.

Fünftes Capitel.
Die Familienversammlung.

Es war am andern Morgen schon ziemlich spät, als eine unbekannte Hand die Riegel von den Thüren der jungen Maubacs wieder zurückschob.

Einige Augenblicke später begegneten die Brüder und die Schwester einander im Corridor, die Ersteren in Pantoffeln und ungekämmtem Haar, Letztere in Morgenkleid und Nachthaube, was sie nicht weniger schön oder weniger picant machte, als wenn sie in ihrer feinsten Toilette erschienen wäre.

„Morbleu," sagte Cäsar wüthend, „unser Vater mißbraucht seine Gewalt und ich finde meinerseits, daß das nicht so fortgehen kann. Uns, die wir erwachsen sind, einsperren wie unfolgsame Schüler!"

„Geduld, lieber Cäsar," entgegnete Urban. „Man hat uns für heute eine entscheidende Erklärung angekündigt und vielleicht erfahren wir etwas, was unsere Pläne modificirt. Ist dies nicht der Fall, so bringen wir nächste Nacht unsern Plan, dieses alte Eulennest von oben bis unten zu durchsuchen, in Ausführung."

„Aber, zum Teufel, man wird uns jedenfalls die nächstfolgende Nacht eben so einsperren, wie man die vorige gethan."

„Das ist allerdings sehr wahrscheinlich, aber ich habe eine Idee. Wenn man kommt und wieder die Riegel vorschiebt, so lassen wir dies ruhig geschehen; fünf Minuten später sind wir doch frei, dafür bürge ich."

„Aber wie willst Du das anfangen?"

„Verlaßt Euch auf mich; das Mittel ist untrüglich."

„Ja, aber wenn wir auch aus unsern Zimmern heraus sind, so ist das Problem deswegen immer noch nicht gelöst. Es sind dann noch die Thüren und Eisengitter zu öffnen, auf die man in diesem Klosterkerker bei jedem Schritt stößt."

„Auch das wird sich finden."

„Ich für meine Person," sagte Pascaline, „glaube, daß die Schwierigkeiten in dieser Beziehung nicht so groß sein werden, als Ihr Euch denkt. Ich habe Grund zu glauben, daß die Gitter und Thüren nur am Tage und blos unsertwegen verschlossen sind, denn in der Nacht höre ich fortwährend, wie man frei und ungehindert geht und kommt."

„Diese Kleine versteht sich auf's Beobachten," sagte Cäsar lachend. „Bist Du immer noch geneigt, uns zu begleiten, Pascaline?"

„Versteht sich."

„Ja, wir wollen sie mitnehmen," begann Urban wieder. „Auf diese Weise sind wir Alle, wenn wir auf unserer Entdeckungsreise ertappt werden, in einem und demselben Grade schuldig und dann um so stärker."

Die Geschwister wollten sich nun in Bezug auf ihr Unternehmen noch näher besprechen, als sie plötzlich ein Geräusch von Tritten vernahmen.

Sofort stoben sie auseinander und flüchteten sich in ihre Zimmer zurück.

Zur gewöhnlichen Stunde des Frühstücks versammelte sich die Familie im Speisezimmer. Man sprach wenig, und Maubac und sein Vertrauter zeigten sich noch düsterer als gewöhnlich. Als das Frühstück beendet war, erhob er sich.

„Kinder,“ sagte er, „ich erwarte Euch in meinem Cabinet.“

Als er herausging, zeigte sich Bringas an der Thüre und schien Befehle von ihm zu erwarten. Wir sagen „schien,“ denn Maubac und sein Vertrauter sprachen nur in einsilbigen Worten mit einander. Meistentheils verständigten sie sich durch eine bloße Geberde oder einen Blick.

Maubac blieb stehen.

„Gegen Mittag wird der Notar Laugerot kommen. Er wird sofort eingelassen.“

Bringas verneigte sich.

„Noch eins,“ fuhr Maubac fort. „Man wird in's Dorf hinuntergehen und für morgen zehn Uhr den großen, zweispännigen Wagen bestellen.“

Als Maubac's Kinder diesen Befehl hörten, stutzten sie.

Dieser Wagen war der, welcher sie alle Jahre von Lyon abholte und nach Ablauf der Ferien wieder dahin zurückbrachte.

Hatte ihr Vater denn also beschlossen, sie jetzt schon wieder fortzuschicken?

Dennoch wagte keines von ihnen, eine Frage in

dieser Beziehung zu thun, und Maubac verließ das Zimmer, während Bringas, ehe er sich ebenfalls entfernte, ihnen einen Blick zuschleuderte, in welchem sie die unverkennbarste Schadenfreude zu lesen glaubten.

„Ja, ja," murmelte Cäsar, „ich glaube, man wird sich unser hier bald zu entledigen wissen. Aber, zum Donnerwetter, sollte ich denn vor meiner Abreise keine Gelegenheit finden, diesem Bringas, dessen Gesicht mir unausstehlich ist, ein wenig den Rücken zu gerben?"

Maubac's Cabinet war ein ödes, finsteres Zimmer ohne allen Schmuck. Die Geräthschaften bestanden in einem mit Papieren und Registern beladenen Tisch, in einigen mit Leder überzogenen Stühlen und ganz besonders in einem riesigen mit Eisen beschlagenen Kasten von Eichenholz, welcher dem Wucherer als Casse diente.

Urban verfehlte, so oft er in das Cabinet seines Vaters kam, nicht, wie aus Versehen mit dem Fuße an dieses massive Möbel zu stoßen, um nach dem Ton, welchen es von sich gab, zu beurtheilen, ob es voll oder leer sei, denn ein anderes Mittel, den Inhalt zu taxiren, hatte er nicht.

Als Maubac's Kinder eintraten, saß er hinter dem Tisch mit der Hornbrille auf der Nase und in einigen Papieren herumwühlend.

In diesem Halbdunkel bildeten seine breite, gerade Büste, sein Schädel, der so kahl und blank war wie Elfenbein, während das Haar an den Seiten und am Hinterkopfe noch stark genug war, um zu einem Zopfe zusammengedreht werden zu können, seine harten Züge

und sein durchbohrender Blick ein Ganzes, welches wohl geeignet war, zu imponiren.

Ohne seine Stellung zu verändern, wies er den jungen Leuten Stühle auf der andern Seite des Tisches an und begann dann eines nach dem andern über seine Brille hinweg mit forschender Miene zu mustern.

Nachdem er einige Augenblicke geschwiegen und sich vielleicht auf seinen Vortrag vorbereitet, lehnte er sich in seinem Stuhl zurück und sagte in berechnet langsamem Tone:

„Es wird eine bedeutende Veränderung vorgehen. Eure Erziehung ist beendet und ich habe nichts verabsäumt, um sie vollständig zu machen. Cäsar und Urban sind Männer, Pascaline ist, obschon jünger, doch in Folge der weiblichen Frühreife, recht wohl im Stande, die Rolle zu begreifen, die sie berufen ist, in der Welt zu spielen. Es ist deshalb Zeit, ernstlich an den Weg zu denken, den Ihr einzuschlagen habt. Was mich betrifft, so bin ich nicht geneigt, noch länger über Euch eine Autorität auszuüben, die Ihr, wie ich wohl weiß, nur mit Ungeduld ertragt. Ich habe demzufolge beschlossen, daß Ihr morgen von hier abreist."

Die Geschwister gaben durchaus kein Bedauern zu erkennen, als sie erfuhren, wie bald schon sie das väterliche Haus verlassen sollten, sondern verhielten sich stumm und gleichgiltig.

Maubac errieth ohne Zweifel ihre Gedanken, denn er begann sofort in nachdrücklicherem Tone wieder:

„Ich weiß, meine Kinder, daß ich nicht viel Recht auf eure Zuneigung habe. Ihr kennt mich kaum und

ich bin stets nur bedacht gewesen, Euch Respect, oder, wenn Ihr wollt, Furcht einzuflößen. Welche Meinung Ihr aber auch über mein Verhalten gegen Euch haben mögt, so seid Ihr mir doch jedenfalls Dankbarkeit schuldig. Auf dem Wege, den Ihr nun betretet, werdet Ihr vielleicht sehr bald gewahren, daß ich Euch denselben leichter gemacht und mancherlei Stein und Gestrüpp davon entfernt habe.

„Die erste Hälfte meines Lebens ist durch einen einzigen Wunsch in Anspruch genommen worden, den Wunsch, reich zu werden. Welche Mittel habe ich angewendet, um dieses Ziel zu erreichen? Darauf kommt weiter nichts an. Später bemächtigte sich meiner ein nicht weniger tyrannischer Gedanke — der, eine Familie zu gründen. Ich begann deshalb zu studiren, was man die Constitution der Familie nennen könnte, und das Wahre scheint mir in dieser Beziehung Folgendes zu sein:

„Die mächtigen Familien, welche in jeder Generation auftauchen, sind die, welche schon im Besitz von Vermögen sind und sich nun unausgesetzt bemühen, Ansehen und Ehre zu erlangen. Ansehen und Reichthum sind nämlich — möge man sagen, was man wolle — ganz verschiedene Dinge. Ich weiß dies ganz genau und Ihr selbst habt zahlreiche Beweise von dem Haß und der Feindschaft gesehen, die ich mir durch die Klugheit meiner Combinationen und durch die Festigkeit meines Charakters zugezogen. Obschon ich daher die schönsten Grundstücke besitze, obschon gewisse Personen, die weit höher stehen als ich, im Geheimen von mir abhängig

sind, obschon man mich für den Besitzer unermeßlicher Capitalien hält, von welchen ich einen für eine Menge Leute fruchtbaren Gebrauch machen könnte, so stoße ich doch überall auf Haß und Verachtung. Wer meine Börse in Anspruch nehmen will, naht sich mir kriechend und höflich, Diejenigen aber, welche meiner Dienste entbehren zu können glauben, zeigen sich gegen mich stolz, verächtlich und anmaßend."

Maubac sprach diese Worte mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Bitterkeit.

Nach einer Pause fuhr er fort:

„Diese Achtung, dieses Ansehen, welches ich für mich selbst nicht erlangen kann, meine Kinder, müßt Ihr für Euch erwecken. Es wird von Euch abhängen, zu hohen Stellungen zu gelangen. Fern von mir erzogen, seid Ihr nicht Gegenstand des Hasses, den ich mir zugezogen. Eure Bildung ist von der Art, daß Ihr in der Welt Euch Jedem an die Seite stellen könnt. Es handelt sich also blos darum, Eure Wünsche und Euren Beruf kennen zu lernen.

„Ich besitze von Euren Charakteren und Mängeln schon eine vollständigere Kenntniß, als Ihr vielleicht selbst glaubt. Du, mein Sohn Cäsar, bist einer von jenen ungestümen Geistern, welche völlig gewappnet in das Leben eintreten und dem Glück oft Gewalt anthun. Was man Dir nicht freiwillig geben wird, wirst Du zu nehmen wissen und Du hast Aussicht, durch Deine Kühnheit zu reussiren. Du dagegen, mein Sohn Urban, wirst bei Deinem geschmeidigen, geduldigen und klugen Wesen Dein Ziel auf dem entgegengesetzten Wege zu erreichen

verstehen. Was Dein Bruder im offenen Kampf erobert, wirst Du durch Gewandtheit und List erobern. Was Pascaline betrifft, so ist sie schön, besitzt eine reiche Aussteuer und kann daher auf eine große Partie Anspruch machen. Bei ihrem stolzen Charakter würde sie sich ohnehin nicht mit einer bürgerlichen Stellung begnügen. Ich habe schon daran gedacht und werde weiter sorgen."

Maubac zeigte sich auf diese Weise seinen Kindern in einem ganz neuen Licht.

Bis jetzt hatten sie geglaubt, er sei nur mit seinen Handelsspeculationen beschäftigt und in Bezug auf das Schicksal seiner Kinder so gleichgiltig, daß er sich seiner Verantwortlichkeit in dieser Hinsicht so bald als möglich zu entledigen wünsche.

Statt dessen aber sahen sie nun auf einmal, daß er ihre geheimsten Bestrebungen begünstigte und ihre Pläne für die Zukunft zu unterstützen und zu fördern gedachte.

„Lieber Vater," begann Cäsar zuerst, „Du hast mich ganz richtig beurtheilt. Ich fühle mich wirklich berufen, einiges Aufsehen in der Welt zu erregen und Aufsehen ist schon Erfolg. Jenes Ungestüm, welches Du in meinem Charakter wahrgenommen und welches ich durchaus nicht in Abrede stelle, ist, wie es scheint, auch meinem Styl, meiner Schreibweise eigen und mein Beruf wird dadurch genügend festgestellt. Mein Plan ist, mich bei den politischen Parteikämpfen zu betheiligen. Ich werde in den Dienst einer Partei oder einer Idee treten; ich werde Brochüren und Journalartikel schrei-

ben, ich werde Menschen und Dinge mit Heftigkeit angreifen, ich werde die einen in Schutz nehmen und die andern zittern machen. Man wird mich in keiner Frage übersehen dürfen. Wagt, abgesehen von diesen Kämpfen mit der Feder, sich Jemand an meiner Person zu vergreifen, so weißt Du, daß ich den Degen meisterhaft zu führen verstehe. Ein solcher Weg kann zu Allem führen, besonders in unserer Zeit, wo Alles Sache der Oeffentlichkeit ist, und sollte er auch zu nichts führen, so würde ich ihn doch wählen, denn er ist nach meinem Geschmack."

Maubac machte eine Geberde der Zustimmung.

„Dein Plan wird gelingen," sagte er, „oder Du gehst gleich bei dem ersten Zusammenstoß unter. Gehe denn muthig ans Werk. — Wie steht's mit Dir, Urban?" fuhr er fort, indem er sich zu seinem jüngeren Sohn wendete.

„Ich, lieber Vater," sagte Urban, indem er die Augen zu Boden schlug, „danke Dir zunächst für die gute Meinung, welche Du die Güte gehabt hast, über mich auszusprechen. Ich werde nächstens zum Advocaten ernannt werden und als solcher kann man vor Gericht noch andere Vertheidigungen führen als blos für Witwen und Waisen. Ich werde mich an angesehene Leute halten, ich werde den Philanthropen spielen und durch anscheinend strenge Moralität und Sittenreinheit zu imponiren suchen. Wenn die Rednergabe, die ich nach dem Ausspruch wohlwollender Freunde besitze, meinen Ehrgeiz unterstützt, so gelange ich vielleicht zu öffentlichen Aem-

tern und werde die Stufenleiter derselben rasch zu ersteigen wissen."

„Du hast noch mehr Aussicht auf Erfolg als Dein Bruder," bemerkte Maubac; „denn wenn Deine Mittel auch in ihrer Wirkung langsamer sind, so sind sie doch dafür auch sicherer. Wohlan, Ihr seid beide so, wie ich Euch zu finden hoffte, und ich billige Eure Pläne. Dennoch aber müßt ihr dieselben nicht in der Provinz zu realisiren suchen, sondern in Paris, dem großen Mittelpunct aller Bestrebungen, von welchem Alles ausgeht und wohin Alles abzielt."

Cäsar und Urban waren außer sich vor Freude, denn bis jetzt hatten sie ihren Vater vergebens um Erlaubniß gebeten, nach Paris gehen zu dürfen, welches ihnen wie ein fernes Eldorado vorkam.

Nachdem ihr Vater sich eine Weile an ihrer Freude geweidet, begann er wieder zu seiner Tochter gewendet:

„Du, Pascaline, wirst in Lyon bleiben, aber nicht in's Kloster zurückkehren, wo Du jetzt nichts mehr zu thun hast. Schon morgen wird man Dich zu der Gräfin von Orval bringen, mit welcher bereits Alles verabredet ist. Sie wird Dich als Pensionärin in ihr Haus aufnehmen und Du wirst in demselben für ihre Mündel gelten."

„Wie, Papa," rief Pascaline ebenfalls vor Freude außer sich, „die Gräfin von Orval, diese Dame, welche mich mehrmals im Kloster besucht hat, die sehr reich ist und sich in der vornehmsten Gesellschaft von Lyon bewegt, sie willigt ein —"

„Ja", unterbrach Maubac seine Tochter, „sie willigt ein, Dich als ihre Tochter zu betrachten, Dich in die Gesellschaft einzuführen und Alles in's Werk zu setzen, um eine reiche Partie für Dich ausfindig zu machen. Daß ihr dies nicht gelingen wird, steht nicht zu besorgen. Sieh', liebe Kleine," fuhr er in herablassendem Tone fort, „ich will bei dieser Gelegenheit Dir und Deinen Brüdern ein für allemal einen Begriff von der Macht geben, die ich in meinem Kreise ausübe. Diese Gräfin von Orval, die Trägerin eines der vornehmsten Namen, ist schon seit langer Zeit ruinirt. Ihr Grundbesitz, ihr Hotel, ist mit Hypotheken belastet, die größtentheils von mir beschafft worden sind, und wenn ich wollte, so könnte ich diese Frau in die traurigste Lage versetzen. Fürchte daher nicht, daß sie zu Deinen Gunsten nicht Alles aufbieten werde, was in ihren Kräften steht, denn sie weiß, wie rasch und leicht meine Rache sie ereilen würde. Deine Brüder werden in derselben Weise Gönner finden, die ich an geheimen Ketten halte, deren Zerreißung unmöglich ist."

So wie Maubac sprach, schien er in den Augen seiner Kinder immer größer zu werden. Sie hatten von dem wunderbaren Einfluß dieses einsamen alten Mannes keine Ahnung gehabt und dieser Einfluß begann grenzenloses Vertrauen in ihnen zu erwecken.

Maubac war für diese Bewunderung nicht unempfänglich und es zeigte sich in seinen starren Zügen etwas, was eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Lächeln hatte. Immer noch zu Pascaline gewendet, fuhr er fort:

„Ich setze auf die guten Dienste der Gräfin die

besten Hoffnungen, doch wünsche ich im Voraus versichert zu sein, daß Du nicht etwa durch eine Mädchenlaune unsere Combinationen störst. Man wird sich dort sehr um Dich drängen, man wird Dir schmeicheln und Du mußt mir versprechen, daß Du nicht etwa irgend einem schönen jungen Fant ohne Namen und ohne Geld, der durch Deine Aussteuer angelockt, Dir den Hof macht, Gehör schenkest und —"

„Papa," unterbrach Pascaline ihren Vater mit der Miene beleidigten Stolzes.

„Nun, nun, dergleichen Dinge sind schon oft da gewesen, und wenn Du den Alfanzereien eines Gecken Dein Ohr liehest, so —"

„Papa," unterbrach Pascaline erröthend abermals, „den Ehrgeiz, den Du in Bezug auf mich hast, habe ich auch für mich selbst."

„Das freut mich. Ich hatte vorausgesehen, daß Du Dich nicht auf sentimentale Bagatellen einlassen würdest. Vertraue Dich somit Denen an, welche Dein Schicksal leiten werden und Alles wird gut gehen."

Maubac schien mit seinen Kindern eben so zufrieden zu sein, wie sie mit ihm, als Cäsar, der stets positiv war, mit seiner gewohnten Dreistigkeit sagte:

„Ja, Papa, wir werden reussiren! Wir werden Deinem Wunsche gemäß eine mächtige und angesehene Familie bilden. Deinem eigenen Geständniß zufolge soll aber der Reichthum die Basis dieses Gelingens sein, durch den Reichthum werden wir zu Ehren gelangen. Habe nun die Güte, uns zu sagen, welches Einkommen

Du uns aussetzest, damit wir einen unsers Ehrgeizes würdigen Rang in der Welt behaupten können."

Maubacs Züge nahmen sofort einen andern Ausdruck an. Das matte Lächeln, welches die starren Muskel ein wenig ausgedehnt hatte, verschwand mit einem Male wieder.

„Welches Einkommen? Welches Einkommen?" wiederholte er. „Ihr habt Euern Antheil an dem Vermögen Eurer Mutter. Doch," setzte er hinzu, indem er sich nach der Thüre wendete, „da kommt Jemand, der Euch über diesen Punct die bestimmteste Auskunft geben wird."

In der That trat in diesem Augenblick der Notar Laugerot in's Zimmer.

Laugerot, schon seit langen Jahren Notar der Familie, war ein bleicher kränklicher Mann. Eine organische Krankheit, an welcher er litt und die früher oder später seinen Tod herbeiführen mußte, machte ihn zu jeder energischen Handlungsweise unfähig.

Der Ausdruck seines Gesichts war melancholisch und schüchtern. Er trug einen alten, schwarzen Frack und unter dem Arme eine große Mappe.

So näherte er sich mit langsamen Schritten und verneigte sich vor den Versammelten.

„Nehmen Sie Platz, Laugerot," sagte Maubac ohne viele Umstände, indem er auf einen Stuhl zeigte, der neben ihm stand. „Man erwartet Sie und diese Kinder wünschen unsere Vormundschaftsrechnungen kennen zu lernen, wie ihnen auch das Recht zusteht, denn die beiden ältesten sind mündig."

Der Notar verneigte sich abermals, öffnete seine Mappe und nahm einige umfangreiche Hefte heraus.

„Seht, meine Söhne," hob Maubac in sarkastischem Tone wieder an, „Laugerot hier ist selbst ein Beispiel von der Carrière, die man mit Intelligenz und Willenskraft machen kann. Vor zwanzig Jahren war er weiter nichts, als einfacher Schreiber bei dem Advocaten Gaillardin. Als dieser starb, erhielt Laugerot von einem Freund die nöthigen Mittel vorgestreckt, um diese Praxis kaufen zu können. Jetzt ist er königlicher Notar und ist kürzlich vor allen andern Grundbesitzern zum Maire der Gemeinde Saint-Abdon ernannt worden."

„Werfen Sie mir diesen Vorzug nicht vor, mein lieber Herr Maubac," entgegnete der Notar mit erloschener und beinahe bittender Stimme. „Sie waren dieses Amtes weit würdiger als ich, aber politische Convenienzen, die Intriguen Ihrer Feinde — und übrigens ist es eben so gut, als ob Sie selbst im Besitz der Autorität wären, da ich ja Ihnen ganz ergeben bin."

„Das ist allerdings richtig, Laugerot, aber dennoch. — Indessen machen wir uns jetzt an unsere Aufgabe und nehmen wir die Vormundschaftsrechnungen vor."

Der Notar verlas hierauf eine ziemlich unklare, mit einer Masse Zifferwerk gespickte Darlegung, von welcher Cäsar und Urban, trotzdem daß sie in dergleichen Dingen nicht unbewandert waren, nicht viel verstanden.

Nachdem das Document verlesen war, sagte Mau-

bac in einem Tone, der nicht seine gewohnte Festigkeit hatte:

„Diese Rechnungen sind klar und genau, meine Söhne, und wenn ich Euch sage, daß ich selbst sie aufgesetzt habe, so werdet Ihr sie ohne weitere Prüfung als giltig anerkennen. Ich glaube daher, daß die Unterschrift von Eurer Seite sofort bewirkt werden kann."

„Vielleicht," sagte der Notar, indem er das Gesicht abwendete, „wollen diese Herren lieber warten bis morgen, um Alles erst mit Muße durchzugehen."

„Was soll das heißen, Laugerot?" rief der alte Wucherer. „Besitze ich nicht das volle Vertrauen meiner Söhne und was brauchen sie erst lange zu überlegen, wenn es sich um eine einfache Formalität handelt? Ihr Zweifel ist eine Beleidigung für sie und mich."

„Herr Maubac, ich bitte um Entschuldigung — ich hatte nicht die Absicht — Sie haben nicht verstanden —"

„Gut, gut. Wohlan, was beschließen meine Söhne."

Urban hatte die Rechnung ergriffen, in welcher er verlegen herumblätterte.

„Alles, was Du thust, Papa, ist wohlgethan," sagte er. „Dennoch aber hat Deine Zärtlichkeit gegen uns bis jetzt noch keine Gelegenheit gehabt, sich kund zu geben, denn das Vermögen unserer Mutter —"

„Ach, was da!" unterbrach der ungestüme Cäsar. „Nicht die Vergangenheit ist es, die mich beschäftigt, sondern die Zukunft. Wenn ich meinen Namen unter dieses Gekritzel setzen soll, nun gut, so soll es geschehen."

Er ergriff eine Feder und unterzeichnete. Urban zögerte erst, ihm nachzuahmen, da er aber einsah, daß sein alleiniger Widerstand seinem Bruder einen Vortheil über ihn geben könnte, so ergriff er ebenfalls die Feder.

„Ich würde mich schämen, dem Beispiel meines Bruders nicht zu folgen," sagte er, „besonders wenn man aus unserer Unterschrift eine Frage des Vertrauens zu unserm geliebten Vater macht."

Und er unterzeichnete gelassen.

Laugerot hatte den beiden Brüdern einen verstohlenen Blick zugeworfen, wie um sie vor ihrer Hast zu warnen. Da er aber sah, daß sie von dieser stummen Warnung keine Notiz nahmen, so begnügte er sich, pedantisch ein wenig Sand auf die Unterschriften zu streuen.

„Nun aber, Papa," begann Cäsar wieder, „wünsche ich endlich zu wissen, auf welche Summe ich für meinen Theil jedes Jahr rechnen kann."

„Das wird Dir Laugerot sagen," entgegnete Maubac. „Er ist es, an den Ihr, Du und Dein Bruder, Euch in Bezug auf die Verwaltung Eures Vermögens wenden werdet."

Der Notar setzte nun auseinander, daß das nachgelassene Vermögen der zweiten Madame Maubac aus einem zwischen ihren Erben ungetheilten Grundbesitzthum bestünde, welches jährlich eine Rente von ungefähr zehntausend Francs einbrächte. Er, Laugerot, würde daher jedem der Söhne Maubac's jährlich etwa dreitausend Francs auszuzahlen haben, bis Pascaline ebenfalls

mündig sein würde und dann das Besitzthum verkauft werden könnte.

„Alles dies ist, was unser mütterliches Erbtheil betrifft, wunderschön," sagte Cäsar. „Du aber, lieber Papa, der, wie man sagt, Millionen besitzt und will, daß wir eine große Rolle in der Welt spielen, was wirst Du diesem magern und ungenügenden jährlichen Einkommen von tausend Thalern zulegen?"

„Tausend Thaler," wiederholte Maubac, indem er sich auf seinem Stuhl emporrichtete; „ist das nicht eine genügende Rente für ordentliche, fleißige junge Leute, welche sich wirkliche Achtung erwerben wollen? Tausend Thaler ein Jeder! Ich hatte nicht mehr als tausend Thaler Capital, als ich den Grund zu einem Vermögen legte, welches übrigens bei weitem nicht so bedeutend ist als man glaubt."

„Dann sollen wir, Urban und ich, uns also mit unserm persönlichen Vermögen begnügen und von Dir nichts zu erwarten haben?"

„Das sage ich nicht. Wir werden später sehen. Offen gestanden, ich fürchte, daß Ihr durch ein zu großes Taschengeld an unnöthige Ausgaben und Verschwendung gewöhnt werdet. Ein nüchternes, sparsames Leben ist ein ganz vortrefflicher Sporn und eine Bürgschaft des Erfolges. Ich behalte mir aber, wie gesagt, vor in gewissen Fällen und wenn mir nachgewiesen wird." —

„Wie, Papa, unterbrach Cäsar, der noch niemals so viel Mäßigung gezeigt hatte, „Du willst uns nicht einmal eine etwas namhafte Summe schenken, damit wir uns in Paris einrichten und einige kleine Schulden

in Poitiers abmachen können? Denn bis jetzt hat es uns oft am Nothwendigsten gefehlt. Nicht wahr, Urban?" setzte er zu seinem Bruder gewendet hinzu.

Allerdings, allerdings," antwortete der vorsichtige Urban. „Die Bücher, die man zu seinem Studium braucht, sind so theuer und die Inscriptions- und Examinationsgebühren so bedeutend —"

„Es thut mir leid, Ihr Herren," unterbrach Maubac. „Eure Schulden gehen mich nichts an. Uebrigens wißt Ihr, daß Josef Cartier, der Kiebitz, wie Ihr ihn nennt, bei mir gewesen ist und daß ich ihm zwanzigtausend Francs habe auszahlen müssen. Ich habe daher für den Augenblick mein ganzes baares Geld ausgegeben und keinen rothen Heller mehr im Haus."

Maubac's Kinder hätten auf den bleichen Lippen des Notars ein Lächeln bemerken können. Cäsar aber war nicht mehr im Stande, eine Beobachtung zu machen, so sehr beherrschte ihn der Zorn.

„Vater," brach er los, „die Liebe, welche Du gegen uns an den Tag legst, ist wahrhaft erbaulich. Du besitzest, wie Du sagst, Ehrgeiz für uns, aber Du willst nicht, daß unser Erfolg Deiner Casse etwas koste, und Du willst uns mit verhältnißmäßigem Mangel kämpfen lassen, während Du hier unermeßliche Reichthümer aufhäufest."

„Junger Mensch," rief Maubac, indem er sich halb erhob, „sprichst Du so mit Deinem Vater?"

Cäsar glaubte aber, keine Rücksicht mehr nehmen zu müssen.

„Weißt Du auch gewiß, daß Deine Eigenschaften als Vater Dir ein wirkliches Recht auf unsere Achtung und Dankbarkeit geben? Was hast Du gethan, um unsere Achtung und Dankbarkeit zu verdienen? Von unserer zartesten Kindheit an hast Du uns von Deiner Person und Deinem Hause entfernt. Den Rechnungen zufolge, welche uns soeben vorgelesen worden, hast Du zu den Kosten unserer Erziehung auch nicht das Mindeste beigetragen, und wenn wir uns die Mühe genommen hätten, diese Rechnungen ein wenig genauer zu prüfen, wer weiß —. Doch wir sind, wie Du selbst, fremde Personen für Dich. Kaum kommen wir jedes Jahr einige Wochen in diese alte Baracke, wo wir wie Gefangene gehalten werden und wo man uns mißtraut, als ob wir hier schimpfliche oder verbrecherische Geheimnisse entdecken könnten."

Eine gelbliche Blässe überzog Maubac's Gesicht. Er erhob sich in seiner ganzen Länge.

„Unverschämter Wicht!" rief er mit Donnerstimme. „Hinaus mit Dir! Augenblicklich hinaus mit Dir und komme mir nie wieder vor die Augen!"

„Mit dem größten Vergnügen," sagte Cäsar.

Er lenkte mit festem Tritt seine Schritte sofort nach der Thüre und warf dabei seinem Bruder und seiner Schwester einen so gebieterischen Blick zu, daß sie sich schweigend erhoben und sich anschickten, ihm zu folgen.

„Was soll das heißen?" rief Maubac noch lauter und heftiger als vorher. „Urban und Pascaline billigen die Gesinnungen ihres unnatürlichen Bruders? Sie wollen sich auch gegen mich empören? Gut denn! Fort mit Euch Allen! Der Wagen ist auf morgen bestellt

Ehe ihr abreist, werdet Ihr Euch bei Laugerot in seiner Wohnung melden und er wird Euch auszahlen, was Euch zukommt. Bis dahin bleibt ihr in Euren Zimmern eingeschlossen."

„In unsern Zimmern zu bleiben, dazu verstehen wir uns vielleicht," sagte Cäsar in arrogantem Tone, „daß aber nur ja sich Niemand erlaubt, uns einzusperren, wie man vorige Nacht gethan. Es ist dieß ein Act, der Deine Macht überschreitet, Vater, selbst in Deinem eigenen Hause."

„Allerdings, lieber Vater," setzte Urban in heuchlerisch sanftem Tone hinzu, „bei allem Respect, den ich Dir schuldig bin, muß ich Dich doch daran erinnern, daß ein Artikel des Criminalgesetzes jede Art Freiheitsberaubung bestraft, selbst die, welche ein Vater vielleicht über seine Kinder verhängt."

Urban's sanfte Worte schienen Maubac in noch hundertmal größere Aufregung zu versetzen als die Insolenz Cäsars. Ein Ausruf der Wuth entrang sich seiner Brust. Sein Gesicht verzerrte sich und die Augen traten ihm aus dem Kopfe. Er streckte die Arme nach seinen Söhnen aus und stammelte:

„Elende, undankbare Wichte! Geht, geht schnell! Ich erkenne Euch nicht mehr als meine Kinder an — ich fluche Euch — ich —"

Die Worte erstarrten ihm auf der Zunge und er sank beinahe ohne Bewußtsein in seinen Sessel nieder.

Die jungen Maubacs, die über diesen Zorn nicht wenig erschracken, gingen rasch hinaus und hätten beinahe Bringas über den Haufen gerannt. Der Vertraute hatte

ohne Zweifel an der Thüre gehorcht und nachdem er ihnen einen wüthenden Blick zugeschleudert, ging er in das Zimmer hinein, um seinem Herrn Beistand zu leisten.

Einige Augenblicke später waren die Brüder und die Schwester im Zimmer der Letzteren beisammen.

„Es mußte heraus, was ich auf dem Herzen hatte," sagte Cäsar mit höhnischem Gelächter, „und ich bereue es auch nicht. Da stehen wir also hier mit tausend Thalern ein Jedes. Ich bin schon mehr als einen solchen Jahresbetrag schuldig und Urban's Angelegenheiten werden auch nicht viel brillanter stehen. Konnten wir wohl glauben, daß unser geiziger Vater uns auf ein solches Minimum reduciren würde? Und unsere arme Pascaline, welche Figur wird sie bei dieser Gräfin spielen! Sie wird eher aussehen, wie ein Kammermädchen als wie eine reiche Erbin. Morbleu! Glaubt Ihr, wenn wir auf unserm Wege den väterlichen Schatz fänden, daß wir nicht das Recht hätten, unser Theil davon wegzunehmen? Was mich betrifft, so würde ich mir kein Gewissen daraus machen, denn es handelt sich ja vielleicht ohnehin nur um eine Restitution."

„Du lässest Dich allzu sehr von Deinem Zorn beherrschen, Cäsar," begann Urban in vorsichtigem Tone. „Ehe man sich einer solchen Versuchung hingebe, müßte man seiner Sache sehr gewiß sein. Wie steht es übrigens mit unserm Project? Bleibt es noch bei der Ausführung desselben heute Nacht?"

„Ja," antwortete Cäsar.

„Ja," sagte Pascaline.

Die Geschwister blieben während des noch übrigen Tages zu Hause. Von einem Fenster aus, welches auf die Allee ging, hatten sie ihren Vater und Laugerot mit einander fortgehen gesehen und dies bewies, daß Maubac's Wuthausbruch keine weitern körperlichen Folgen für ihn gehabt hatte.

Gegen Abend meldete Martha mit mürrischem Gesicht, daß das Abendessen aufgetragen sei und sie begaben sich in's Speisezimmer, ein wenig besorgt wegen des Empfangs, den sie bei ihrem Vater finden würden.

Maubac war nicht da.

Sie fanden weiter Niemanden als Bringas, der ihnen trocken meldete, der „Herr" sei krank, er befähle ihnen, ohne ihn zu soupiren, und er würde sie erst morgen zur Stunde ihrer Abreise sprechen.

Nach dem Souper, welches schweigend vorüberging, denn die jungen Leute fühlten, daß sie scharf beobachtet wurden, erhielt jedes von ihnen seinen Leuchter und sie begaben sich wieder auf ihre Zimmer.

Es war schon lange finster und bald herrschte in dem alten Kloster von Saint-Abdon vollständige Ruhe.

Als man glauben konnte, daß die Geschwister eingeschlafen seien, hörten sie in dem benachbarten Corridor wieder denselben majestätischen Tritt, den sie am Abend zuvor gehört, und die äußern Riegel der Zellen wurden abermals vorgeschoben.

Sechstes Capitel.

Die Nachtwandler.

Cäsar und Pascaline, welche im Finstern die Wirkung von Urban's Versprechen abwarteten, mußten glauben, die Combinationen ihres Bruders seinen nicht geglückt, denn es verging eine halbe Stunde, ohne daß irgend etwas das Ende ihrer Gefangenschaft anzeigte.

Endlich ließ sich draußen ein leichtes Geräusch hören und ihre Thüren öffneten sich.

Cäsar und Pascaline schlüpften sofort in den Corridor hinaus. Eine Hand faßte im Dunkel die ihrigen und Urban sagte leise:

„Ihr seht, daß der Erfolg meiner List ein unfehlbarer war. Als vor alten Zeiten der ehrwürdige Pater Prior von Saint-Abdon diese Riegel an den Zellen seiner Mönche anbringen ließ, ahnte er wahrscheinlich nicht, wie leicht es sei, seine Vorsichtsmaßregel zu neutralisiren und vielleicht ist mancher lebenslustige junge Novize auf denselben Einfall gekommen, wie ich.

„Aber," fragte Cäsar, „wie hast Du es angefangen, uns in Freiheit zu setzen?"

„Nichts ist einfacher als dieses. Als ich mein Licht ausgelöscht hatte, schlich ich mich verstohlen aus meinem Zimmer heraus und versteckte mich hinter die alten Möbel, die ihr dort in jenem Winkel seht. Ich ließ unsern Papa seine Runde machen, dann war meine Aufgabe leicht."

„Immer klug und sinnreich, Urban!“ sagte Cäsar. „Wohlan, was werden wir nun beginnen?“

„Gehen wir den Corridor entlang. Der Vater hat das Gitter geöffnet und ich glaube, er hat nicht daran gedacht, es wieder zu verschließen.“

„Das wäre famos! Dieses Gitter führt zu dem Theil des Hauses, in welchen es uns niemals erlaubt worden ist, zu gehen.“

„Und dann,“ setzte Pascaline hinzu, „ist dies auch die Seite des Gebäudes, welche an die Terrasse des Priors stößt. Wie sollen wir aber in dieser dicken Finsterniß den Weg finden?“

„Ich habe einen Wachsstock und auch ein Feuerzeug bei mir,“ entgegnete Urban. „Das Licht könnte uns aber verrathen, wenn wir, wie ich glaube, in diesem, wie man sagt, unbewohnten Theil des Gebäudes Jemanden begegnen sollten.“

„Dennoch aber wäre es vielleicht klug —“

„Du fürchtest Dich wohl schon, Kleine?“ sagte Cäsar ungeduldig. „Du kannst ja in Dein Zimmer zurückkehren. Urban und ich gehen dann allein.“

Pascaline dachte einige Augenblicke nach.

„Nein,“ sagte sie endlich mit Nachdruck, „ich will sehen, ich will wissen, ich will — Vorwärts meine Brüder!“

Und man nahm nun unverweilt die Richtung nach dem andern Ende des Corridors.

Maubac's Kinder hatten sich, eben weil sie diese nächtliche Promenade beabsichtigten, sehr leicht beschuhet und gingen schweigend vorwärts.

Sie hielten einander bei den Händen und kamen vor den Fenstern mit den tiefen Brüstungen vorüber, durch welche der bleiche matte Schimmer der Sterne hereinfiel.

Der Wind, der sich dann und wann in den schlecht geschlossenen, halb verfallenen Gängen des alten Klosters verfing, erzeugte darin einen Ton, der bald wie dumpfes Grollen, bald wie klägliches Wimmern und Heulen klang.

Aber kein menschliches Geräusch mischte sich in dieses stoßweise Pfeifen des Windes. Das ganze Haus schien zu schlafen und man sah keine Lichter mehr.

Es dauerte nicht lange, so kamen die Abenteurer an das eiserne Gitter, welches bis jetzt bei ihren Entdeckungsversuchen stets ihren Schritt gehemmt hatte.

Urban, der voranging, fuhr mit der Hand die Eisenstange entlang und murmelte plötzlich in freudigem Tone:

„Sagte ich es nicht? Das Gitter ist nicht verschlossen."

„Victoria!" rief Cäsar.

In der That drehete sich die Gitterthüre ganz leicht in ihren Angeln, als ob sie häufig geöffnet würde, und die jungen Leute schlüpften eins nach dem andern durch die Oeffnung.

Sie befanden sich jetzt auf dem Vorplatz einer Treppe, von welcher ein Theil in die obere Etage hinauf, der andere in das Erdgeschoß hinunterführte. Da sie aber ganz besonders im Erdgeschoß wichtige Ent-

deckungen zu machen hofften, so beschlossen sie, die Treppe hinunterzugehen.

Es war dies aber in einer unbekannten Localität und in vollständiger Finsterniß nicht so leicht.

Pascaline verlangte daher, daß der Wachsstock angezündet würde, mit welchem Urban die Vorsicht gehabt hatte, sich zu versehen. Man beschloß jedoch, sich vorerst noch weiter zu tasten und Pascalinen's Wunsch nach Befinden später zu erfüllen.

Langsam und eins nach dem andern gingen sie die holperigen Stufen hinab.

Trotz der Warnungen, die sie einander zuflüsterten, und trotz der Vorsicht, die sie anwendeten, stießen sie doch häufig an die verfallenen feuchten Mauern an und wenn sie sich nicht gegenseitig auf einander gestützt hätten, so würden sie mehrmals und vielleicht gefährlich gefallen sein.

Endlich berührten ihre Füße wieder den ebenen Boden und sie machten Halt, um Athem zu schöpfen.

Diesmal wußten sie gar nicht, wo sie sich befanden, und sie begannen sich leise mit einander über die Richtung zu besprechen, die sie nun einzuschlagen hätten, als ein Geräusch, welches mit dem des Windes durchaus keine Aehnlichkeit hatte, sich nicht weit von ihnen hören ließ.

Es war, als wenn eine Spitzhacke vorsichtig auf einen Stein hiebe.

In demselben Augenblick gewahrte Cäsar einen Lichtstrahl, der durch die Spalte einer Thüre hindurchfiel.

„Aufgepaßt!“ sagte er. „Hier ist Jemand.“

Man näherte sich leise dieser Thüre, die ein wenig geöffnet stand, und schaute neugierig hinein.

Die Geschwister sahen, daß sie einen Corridor vor sich hatten, welcher dem des oberen Stockwerkes glich, aber mit einer Menge Kisten und Kästen angefüllt war, so daß kaum ein schmaler Gang zwischen diesem Haufen heterogener Gegenstände hindurch übrig blieb.

Ungefähr in der Mitte des Corridors aber, beim Schein einer Laterne, war ein Mann mit einer sonderbaren Arbeit beschäftigt.

Nachdem er einen ziemlich großen Raum freigemacht und eine der Steinplatten des Fußbodens mit einem Hebel aufgehoben, war er jetzt bemüht, diese Steinplatte wieder zu befestigen. Daher rührten die Schläge, welche man vernommen hatte.

In seiner Nähe sah man mehrere Maurerwerkzeuge und eine Mulde, in welcher sich Kalk oder Mörtel befand.

Der Mann hatte seinen Rock ausgezogen, um bequemer arbeiten zu können, und die Laterne beleuchtete ihn nur unvollkommen. Nichtsdestoweniger aber war er an seinem hohen Wuchs und an dem kräftigen Schattenriß, den er auf die nahe Wand warf, nicht zu verkennen.

„Es ist der Vater,“ flüsterte Cäsar.

„Was zum Teufel macht er da?“ fragte Urban in demselben Tone.

„Eräthst Du es nicht? Er ist beschäftigt, Gold zu vergraben.“

„Meine Brüder," murmelte Pascaline, „laßt uns schnell wieder hinaufgehen; ich beschwöre Euch. Wenn der Vater uns entdeckte, so wäre er in diesem Augenblicke furchtbar."

„Ach, lass' uns doch! Wenn man diese Stelle nur später wieder ausfindig machen könnte."

„Ja, bleiben wir noch," sagte Urban, der von derselben Habgier beseelt war wie sein Bruder.

Während die Geschwister so mit einander flüsterten, setzte der alte Mann seine Arbeit mit einer Schnelligkeit und Gewandtheit fort, welche bewies, daß er darin große Uebung besaß. Nachdem die Steinplatte wieder an Ort und Stelle gebracht war, strich er die Fugen mit Mörtel aus und streute Staub darüber. Dann beeilte er sich, die schweren Kisten und Fässer, welche er bei Seite geschoben, wieder an ihre frühere Stelle zu bringen.

Seine Aufgabe war beinahe vollendet, als seine Kinder einen Beweis von der Gefahr erhielten, welcher sie sich aussetzten.

Irgend etwas hatte Maubac's Aufmerksamkeit erweckt. Gleich richtete er sich empor und horchte.

Nachdem er dies einige Augenblicke lang gethan, ergriff er rasch die eiserne Hebelstange, welche zu seinen Füßen lag, und setzte sich in Vertheidigungspositur.

Die jungen Leute glaubten Anfangs, ein ihnen unbekannter Umstand habe ihre Nähe verrathen und ihr Vater habe es auf *sie* abgesehen, aber bald wurden sie enttäuscht.

Man hörte das Knarren eines Schlosses und eine

Thüre öffnete sich in dem Corridor nicht weit von der Stelle, wo Maubac stand.

Eine neue Person, ebenfalls mit einer Laterne versehen, welche den obern Theil der Gestalt im Schatten ließ, trat mit ruhigem Schritte ein und bewegte sich in dem schmalen Gang zwischen den Kisten und Fässern.

Maubac eilte auf den Kommenden zu, schwang seine Eisenstange und sagte mit scheuer Miene:

„Elender, was willst Du hier?"

Er hätte vielleicht zugeschlagen, denn er schien halb wahnwitzig zu sein. Der nächtliche Wanderer fiel ihm aber in die Arme, hob seine Laterne und sagte ganz gelassen:

„Ich bin es, Herr."

Es war in der That Bringas, der außer seiner Laterne noch einen großen geschlossenen Korb trug.

Maubac sah ihn starr und unverwandt an, als ob es ihm Mühe machte, ihn zu erkennen. Sein ganzes Gebahren war das eines Wahnsinnigen, der, in seiner Sinnestäuschung befangen, im Stande ist, die gewöhnlichsten Umstände des wirklichen Lebens zu vergessen.

In wildem Tone antwortete er:

„Was willst Du hier? Warum schläfst Du nicht? Du willst mich wohl belauschen?"

„Ich sollte Sie belauschen wollen, Herr? Habe ich das wohl nöthig? Weiß ich nicht schon genug von Ihren Geheimnissen? Ich will," fuhr er auf den Korb, den er am Arme trug, deutend fort, „ihm seine Lebensmittel für morgen bringen."

Maubac gewann seine Geistesgegenwart allmälig wieder.

„Aber warum zu dieser Stunde?" fragte er. „Konntest Du das nicht am Tage besorgen, wie sonst?"

„Ja, das würde ich auch noch thun, wenn nicht Ihre Kinder fortwährend aufpaßten. Sie hassen mich und ich traue ihnen nichts Gutes zu."

„Gedulde Dich; sie gehen bald fort."

„Ja, aber früher oder später werden sie wiederkommen und dann zuletzt doch entdecken, was sie niemals entdecken sollten."

„Beruhige Dich. Ich sehe ein, welche Gefahr solche störrige, unbezähmbare Gemüther mir bringen können. Sie müssen deshalb fort und so lange ich lebe, sollen sie niemals wieder einen Fuß über die Schwelle dieses Hauses setzen."

Die Kinder Maubac's zitterten, als sie diese Art Urtheilsspruch vernahmen.

Bringas und sein Herr schwiegen und schienen Beide in Gedanken zu versinken.

Endlich begann Bringas, indem er sich zugleich anschickte, seinen Weg weiter fortzusetzen:

„Ja, Herr, dennoch aber frage ich mich zuweilen, wie dies Alles enden wird. Um meinetwillen hege ich keine Befürchtung, denn es ist schon lange her, daß ich Ihnen mein Leben und so manches Andere zum Opfer gebracht habe. Wäre es im Interesse dieser Kinder selbst, gegen welche Sie sich so schwach zeigen, nicht besser gewesen, einen energischen Entschluß zu fassen?"

„Schweig'!" entgegnete Maubac gleichsam schau-

dernd. „Ich weiß, mit welchem Gedanken Du umgehst. Aber ich will nicht — hörst Du? Ich verbiete Dir, an so etwas zu denken."

„Gut; ohne Zweifel aber wird der Ausgang so sein, wie ich fürchte. Doch meinetwegen möge kommen, was da wolle, ich werde gehorchen."

Der unheimliche Vertraute entfernte sich schon, als Maubac mit verlegener Miene zu ihm sagte:

„Ich will wieder in mein Zimmer hinaufgehen. Ich war hier heruntergegangen, um nachzusehen, ob es hier nicht noch eine Waare gäbe, die man mit Nutzen verkaufen könnte. Es ist aber nichts mehr da."

Bringas zuckte die Achseln.

„Herr," sagte er dann, „haben Sie wohl nöthig, mir Erklärungen zu geben? Sie sind hier, weil es Ihnen beliebt. Ich habe hier nichts zu sehen."

Bringas sprach so wie er sich entfernte, mit etwas lauterer Stimme. Plötzlich erhob sich von dem andern Ende des Corridors ein helles, silbernes Gelächter, wie das eines Kindes, aber stark und kräftig wie das eines Mannes und mit seltsamen Ausrufen untermischt.

Dieses Gelächter eines unsichtbaren Wesens hatte in dem hier herrschenden Schweigen etwas Gespenstisches und Pascaline schmiegte sich zitternd an ihre Brüder.

Maubac selbst war zusammengefahren.

Was Bringas betraf, so blieb dieser ganz ruhig. Er drehte sich blos nach seinem Herrn herum und sagte, ohne daß eine Muskel seines Gesichts sich rührte:

„Er hat mich kommen gehört und er freut sich — weil er mich liebt."

Dann wählte er einen Schlüssel aus dem Bunde, welcher an seinem Gürtel hing, öffnete eine in einem Winkel des Corridors versteckte, niedrige Thüre und verschwand.

Kaum sah Maubac sich allein, so beeilte er sich, seinen Rock wieder anzuziehen und das Arbeitsgeräth zusammenzuraffen, dessen er sich bedient hatte. Seine Bewegungen hatten dabei etwas Ruckweises, als ob er mit einer lebhaften Gemüthsbewegung kämpfte.

Es dauerte nicht lange, so lenkte er mit seiner Laterne und seinen Werkzeugen beladen, seine Schritte nach der Thüre, hinter welcher seine Kinder versteckt waren und man hätte ihn murmeln hören können:

„Er liebt Bringas und er lacht bei seiner Annäherung! Er kann also lachen!"

Die jungen Leute hörten aber nicht die Worte, welche ihr Vater in seiner Aufregung sich entschlüpfen ließ.

Als sie ihn kommen sahen, erschraken sie und dachten weiter an nichts, als wie sie sich vor ihm verbergen könnten. Unglücklicherweise waren sie von dichter Finsterniß umgeben und der Ort, wo sie sich befanden, war ihnen, wie schon gesagt, gänzlich unbekannt.

Als sie jedoch verzweiflungsvoll um sich herumtasteten, stießen sie endlich an einige leere Fässer und Kisten, wie es deren in diesem Theile des Hauses viele gab, und versteckten sich dahinter.

Dieser Versteck war ein sehr ungenügender und wenn ihr Vater den geringsten Argwohn gehabt hätte, so hätte er sie im Vorübergehen sehen müssen.

Maubac schien aber nur einen Gedanken zu haben — den, dem seltsamen Gelächter zu entrinnen, welches man immer noch von Zeit zu Zeit undeutlich hörte. Er ging rasch, ohne daß es ihm einfiel, hinter sich zu schauen und es dauerte nicht lange, so gewann er die Treppe, welche nach der oberen Etage hinaufführte. Dagegen aber hörte man ihn sorgfältig das große eiserne Gitterthor verschließen, welches die jungen Leute kurz vorher passirt hatten.

Dieses Geräusch schlug auf unheimliche Weise an ihr Ohr und sie standen bestürzt da.

„Mein Gott!" sagte Pascaline, „wie sollen wir nun wieder auf unsere Zimmer gelangen?"

„Hat der Vater das Gitter auch wirklich zugeschlossen," fragte Cäsar.

„Ich fürchte es; ich werde mich aber sogleich überzeugen."

Urban beeilte sich, die Treppe hinaufzugehen. Nach Verlauf von einigen Minuten kam er wieder.

„Es ist nur zu wahr," sagte er, „und es wird selbst unsern vereinten Anstrengungen nicht möglich sein, dieses verwünschte Gitter zu sprengen."

„Was soll dann aus uns werden?" fragte Pascaline, welche allen Muth verlor.

„Es bleibt uns nur Eins übrig," sagte Cäsar. „Es wird nicht lange dauern, so kommt Bringas zurück. Wir müssen uns rasch auf ihn stürzen und uns seiner Schlüssel bemächtigen."

„Aber," fragte Urban, der mit offener Gewaltthätigkeit nicht gern etwas zu thun hatte, „warum wol-

len wir nicht lieber den guten Willen dieses Mannes in Anspruch nehmen? Warum wollen wir ihn nicht bitten, uns auf unsere Zimmer zurückzuführen und unserem Vater von unserer Eschappade nichts zu sagen?"

„Weil Bringas gutwillig nichts thun wird. Vertuschen läßt sich die Sache nun einmal nicht mehr. Suchen wir daher wenigstens so gut als möglich wegzukommen und bei dieser Gelegenheit alle diese Geheimnisse zu ergründen. Sobald wir die Schlüssel haben, werde ich auch ermitteln, wer die Person ist, deren Stimme wir soeben hörten."

„Ein solcher Gewaltschritt wird aber unsern Vater sehr gegen uns erbittern."

„Ist das vielleicht nicht schon geschehen? Was haben wir mehr zu fürchten? Vielleicht wird er im Gegentheil sanft wie ein Lamm, wenn wir seine Geheimnisse kennen. Vorwärts! Es ist keine Zeit zu verlieren. Bringas wird sogleich wiederkommen. Kann ich auf Dich rechnen, Urbau?"

„Dieser Bringas ist stark, aber wir sind unser zwei gegen ihn. Ja, ich werde Dir helfen, Cäsar. Wir wollen hoffen, daß die Sache nicht schlecht abläuft."

„Aber, meine Brüder," sagte Pascaline, die immer ängstlicher ward, „überlegt doch! Wie bereue ich jetzt, Euch zu diesem wahnsinnigen Unternehmen ermuthigt zu haben."

„Wenn Du fürchtest, mit in's Handgemenge zu gerathen, Kleine, so kannst Du uns hier erwarten," sagte Cäsar.

„Nein, nein, ich gehe nicht von Euch."

Dieser Auftritt fand, wie wir wissen, in dichter Finsterniß statt. Die Kinder Maubac's gingen, einander bei der Hand haltend, in den schmalen Gang hinein, der zwischen den leeren Kisten hindurchführte.

Als sie in der Mitte des Corridors und, wie sie glaubten, auf dem Wege waren, den Bringas einschlagen mußte, blieben sie stehen.

Cäsar, der, wenn es sich um offene Gewalt handelte, das Commando übernahm, ebenso wie Urban dies that, wenn es galt, Schlauheit und List in Anwendung zu bringen, ertheilte seinem Bruder und seiner Schwester für den entscheidenden Augenblick seine Instructionen, dann krochen alle hinter die Kisten und warteten.

Siebentes Capitel.

Der Kampf.

Die unbekannte Stimme hatte mittlerweile nicht aufgehört, sich undeutlich am andern Ende des Corridors hören zu lassen. Man vernahm fortwährend kindisches Gelächter und seltsame Ausrufe, ohne daß sich ein bestimmtes Wort unterscheiden ließ.

Es dauerte nicht lange, so ging in diesen Tönen eine Veränderung vor. Anstatt Freude auszudrücken, schienen sie Zorn und Betrübniß kundzugeben.

Endlich öffnete sich die Thüre und Bringas kam wieder zum Vorschein.

Nachdem er die Thüre sorgfältig und ohne sich an

das Seufzen und Aechzen, welches sich auf der andern Seite hören ließ, zu kehren, verschlossen, lenkte er seine Schritte nach der Stelle, wo Maubac's Kinder im Hinterhalt lagen.

Er fürchtete augenscheinlich keine Gefahr, sondern ging mit ruhigen Schritten.

Plötzlich tauchte ein Mann vor ihm auf und packte ihn beim Kragen, während ein Anderer sich seiner Beine bemächtigte und ihn über den Haufen zu werfen suchte.

Obschon überrumpelt, versuchte er doch, Widerstand zu leisten; behindert aber durch die Gegenstände, die er trug, konnte er sich nicht schnell genug zur Wehre setzen und stürzte rücklings nieder, wobei er aber seine beiden Gegner mit sich zu Boden riß.

Nun entbrannte der Kampf im Finstern ohne daß ein Wort gewechselt ward. Urban und Cäsar suchten, da sie keine Stricke hatten, Bringas Hände und Füße mit ihren zusammengedrehten Taschentüchern zu fesseln.

Diese Aufgabe war nicht leicht, denn es war einer dem andern in seinen Bewegungen hinderlich.

Pascaline, welche der Aufforderung ihrer Brüder gehorchte, hob die Laterne auf und ein mattes Licht beleuchtete den Schauplatz des Kampfes.

Das erste, was Bringas zu ermöglichen suchte, war, die Urheber dieses Ueberfalles zu erkennen.

„Ach! die Kinder! die Teufel!" stammelte er; „ich dachte mir's wohl!"

„Gut," sagte Cäsar. „Da Du uns erkennst, so

mache weiter keine Umstände, sondern gib die Schlüssel her!"

„Nimmermehr! Eher lasse ich mich todtschlagen. Glauben Sie, ich werde nicht wagen, mich gegen Sie zu vertheidigen?"

Mit einem plötzlichen Druck machte er sich von den Fäusten der jungen Leute los und versuchte sich aufzurichten.

Ehe ihm aber dies möglich war, warfen sich die Brüder abermals auf ihn und Urban gelang es, sich des Schlüsselbundes zu bemächtigen.

Damit aber war noch nicht viel gewonnen, denn alle seine und Cäsar's Kräfte reichten kaum hin, Bringas festzuhalten.

Als dieser den kostbaren Gegenstand in der Gewalt eines Fremden sah, erhob er ein Geschrei, welches nicht verfehlen konnte, in allen Theilen des Hauses gehört zu werden.

Cäsar hielt ihm die Hand auf den Mund und sagte in zornigem Tone:

„Schweig! Ich befehle es Dir!"

„Schweig!" setzte Urban hinzu, der durch den Kampf erhitzt, kaum weniger Eifer zeigte als sein Bruder.

Bringas fuhr aber fort zu schreien, was ihn nicht abhielt, sich auch zu vertheidigen.

Die durch diesen Widerstand erbitterten Brüder stießen ihrerseits Verwünschungen und Drohungen aus.

Pascaline, die vor Angst außer sich war, schrie mit heller Stimme:

„Meine Brüder, meine Brüder, ermordet ihn nicht!"

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so wiederholte eine Stimme, die ganz genau die Biegungen der soeben gehörten nachahmte, wie ein Echo:

„Meine Brüder! Meine Brüder! Meine Brüder!"

Pascaline schauderte. Cäsar und Urban, durch diesen seltsamen Umstand einen Augenblick stutzig gemacht, hielten ihren Gegner weniger fest und dieser benutzte dies, um sich aufzuraffen. Rasch ergriff er dann eine Faßdaube, hob sie drohend empor und rief mit Energie:

„Den Ersten, der mir zu nahe kommt, schlage ich nieder und wenn es hundertmal ein Maubac wäre!"

Urban schien geneigt, den Rückzug anzutreten, Cäsar aber ließ sich durch eine solche Kleinigkeit nicht Angst machen.

„Wie," rief er, „sollten wir denn mit diesem unverschämten Diener, welcher den Söhnen seines Herrn Widerstand leistet, nicht fertig werden?"

Den Hieben, welche Bringas nach ihm führte, geschickt ausweichend, stürzte er sich auf ihn, um ihn zu entwaffnen.

Der Kampf begann daher von Neuem und wer weiß, wie er geendet hätte, wenn nicht plötzlich von der Treppe her ein Licht zum Vorschein gekommen wäre.

In demselben Augenblick rief der alte Maubac in gebieterischem Tone:

„Was geht in meinem Hause vor und was bedeutet dieser Lärm?"

Gleich beim ersten Tone dieser gefürchteten Stimme ließ Bringas das kurze dicke Brett, dessen er sich wie einer Keule zu bedienen gedachte, fallen.

Cäsar wich zurück, während Urban sich verstohlen des Schlüsselbundes entledigte, dessen es ihm gelungen war, sich zu bemächtigen.

Was Pascaline betraf, so wollte sie die Flucht ergreifen, blieb aber wie angewurzelt stehen.

Maubac näherte sich mit raschem Schritt.

Als er auf dem Schauplatz des Kampfes anlangte, war seine erste Bewegung, einen Blick auf den Fußboden zu werfen, wo man noch die Spuren seiner kürzlich verrichteten Arbeit sah.

Dann hob er sein Licht empor und betrachtete die verlegenen und erschrockenen Gesichter der Anwesenden.

„Meine Kinder — immer wieder meine Kinder!" sagte er, nachdem er eine Weile geschwiegen. „Gewaltthat, List und Stolz haben sich zu gemeinsamer Meuterei vereinigt. Es liegt im Blute!"

Niemand wagte ein Wort zu entgegnen.

„Wie kommt Ihr hieher?" fuhr er lauter und mit Nachdruck fort. „Wie seid Ihr aus den Zimmern herausgekommen, die ich doch verriegelt hatte? Sprich, Bringas," setzte er, indem er sich an seinen Vertrauten wendete, hinzu. „Was ist hier vorgegangen?"

„Ich weiß weiter nichts, Herr, als daß in dem Augenblick, wo ich dieses Magazin passiren wollte, Ihre

Söhne sich auf mich stürzten, um mir die Schlüssel zu entreißen."

„Und haben sie Dir sie genommen?"

„Da liegen sie!" murmelte Urban in seinem sanftesten Tone, indem er auf das Schlüsselbund zeigte, welches auf einer in der Nähe stehenden Kiste lag.

Maubac ergriff die Schlüssel.

„Was wolltet Ihr damit machen?" fragte er.

Cäsar überwand endlich die Betäubung, worin er ebenso wie sein Bruder und seine Schwester befangen war.

„Wir wollen uns nicht als Gefangene behandeln lassen," sagte er in seinem gewöhnlichen schroffen Tone. „Wir leiden nicht, daß man uns hinter Schloß und Riegel halte."

„Und ich," setzte Urban hinzu, „bin schon so frei gewesen, meinem Vater bemerklich zu machen, daß das Gesetz ihn nicht ermächtigt, auf diese Weise gegen uns zu verfahren."

Ein bitteres Lächeln umspielte Maubac's dünne Lippen.

„Ja, Ihr kennt Eure neuen Gesetze," entgegnete er, „und wie es scheint, wird die Autorität der Väter darin nicht hoch angeschlagen; sollen dieselben mich aber wohl hindern, Herr in meinem eigenen Hause zu sein? Und Du," setzte er hinzu, indem er seine Tochter anredete, „befindest Du Dich zu dieser Stunde auch hier, um gegen meine Autorität zu protestiren?"

Als Pascaline ihren Vater so ruhig sah, faßte sie schnell wieder Muth. Sie senkte den Kopf, ihre Augen

aber funkelten zwischen den langen, seidenen Wimpern hindurch wie die einer Natter.

„Mein Himmel," antwortete sie, „ich ließ mich von meiner Neugier verlocken und bitte Dich deßwegen um Verzeihung. Ich wollte, offen gestanden, wissen, wo die räthselhafte Stimme herkäme, die man zuweilen vernimmt und die man — horch einmal! — auch in diesem Augenblick wieder hört."

In der That erhoben sich die menschlichen Töne, die man einem in irgend einem Winkel des alten, umfangreichen Gebäudes versteckten, neckischen Kobold zuschreiben konnte, abermals in der Richtung von der niedrigen Thüre her.

„Ich höre nichts," sagte Maubac. „Du bist wohl nicht recht bei Sinnen? Kehre schnell wieder auf Dein Zimmer zurück, thörichtes Mädchen! Auch Ihr, Ihr Herren thut dasselbe. Ich werde Euch begleiten. Gleich kehrt auf Eure Zimmer zurück! Ich befehle es!"

Und er wollte, indem er, vielleicht um die geschwätzige, räthselhafte Stimme zu übertäuben, sehr laut sprach, seine Kinder vor sich herstoßen.

Cäsar rief aber entschlossen:

„Es ist Jemand hier, Vater, und ich will wissen" —

„Dein Haus hat noch andere Bewohner als die, welche wir kennen," sagte Urban. „Warum sollen wir uns nicht mit ihnen bekannt machen?"

„Man solle meinen, es wäre ein Unglücklicher, welcher Beistand braucht!" setzte Pascaline in heuchlerischem Tone hinzu.

Und die Geschwister blieben unbeweglich stehen.

Dieser Widerstand schien Maubac's Zorn auf's höchste zu steigern. Seine Züge verzerrten sich und in einem Tone, der das Aeußerste befürchten zu lassen schien, rief er:

„Fort! fort! — Abscheuliche Kinder, Ihr wißt noch nicht, was mein Wille vermag. — Trotzet mir nicht! Ich bin zu Allem fähig."

„Ich bin da, Herr!" sagte Bringas.

Cäsar schien noch nicht weichen zu wollen. Er sah aber, wie sein Bruder und seine Schwester eingeschüchtert in dem schmalen Gange davonschlichen, der nach dem äußersten Ende des Corridors führte, und er sah sich daher gezwungen, ihnen zu folgen.

Er that es jedoch nur langsam und zögernd, während Maubac, sein Licht emporhebend, ihnen mit gebieterischer Geberde den Weg zeigte.

Man stieg schweigend die große Treppe hinauf, passirte das Gitterthor, welches Maubac hinter sich schloß, und langte bei den Zimmern der jungen Leute an.

Auf ein Zeichen von Maubac kehrte jedes seiner Kinder in das seinige zurück und dachte nicht einmal daran, Licht zu verlangen.

Dann schob der despotische Alte, ohne sich an die gegen ihn ausgesprochenen Protestationen zu kehren, wieder wie gewöhnlich die äußern Riegel vor und entfernte sich.

Am nächsten Morgen ward an die Thüren gepocht und eine Stimme meldete von außen, daß der Wagen zur Abreise bereit stehe.

Die Geschwister waren schon auf und hatten vollauf Zeit gehabt, ihre Vorbereitungen zu treffen.

Sie sahen Bringas, Martha, die kleine Leonarde und außerdem noch zwei stämmige Knechte eintreten.

Man kam, um das Gepäck der Reisenden zu holen, und während die Knechte sich die Koffer auf die Schultern luden, halfen Martha und die junge Bäuerin Pascaline ihre letzten Dispositionen zu treffen.

Es dauerte nicht lange, so war Alles heruntergeschafft und die Dienstleute entfernten sich bis auf Bringas, der ungeduldig im Corridor auf und abschritt.

Nach einer Weile traten Maubac's Kinder fertig zur Reise angekleidet aus ihren Zimmern.

„Aber zum Donnerwetter!“ sagte Cäsar mit dem Fuße stampfend, „will man uns auf diese Weise gehen lassen? Es sieht ja aus, als jagte man uns fort wie schlechte Dienstboten.“

„Der Abschied vom Vaterhause wird uns nicht schwer fallen,“ sagte Pascaline mit bitterem Lächeln.

Bringas betrachtete die Geschwister mit düsterem, heimtückischem Blicke. Er schloß die leeren Zimmer zu, steckte die Schlüssel in die Tasche und sagte dann in kaltem Tone:

„Der Herr erwartet Sie in seinem Cabinet.“

Cäsar hatte große Lust, sich noch einmal auf den Vertrauten seines Vaters zu stürzen und ihn zum Abschied tüchtig durchzubläuen.

Er scheute sich aber doch, seinen Vater auf's Aeußerste zu reizen und lenkte mit Urban und Pas-

caline seine Schritte nach dem Zimmer, wo sie erwartet wurden.

Maubac empfing sie stehend mit ernster feierlicher Miene.

„Lebt wohl, meine Kinder," sagte er. „Wir werden uns trennen und Gott weiß, ob wir uns jemals wiedersehen. Ihr habt Euere Bestimmung, ebenso wie ich die meinige. Vergeßt nicht, was ich Euch in Bezug auf das Ansehen unserer Familie gesagt habe, und sehet zu, daß der Name Maubac ein geachteter werde; er bedarf dessen. Ihr habt mir in der letzten Zeit furchtbare Beweise von Widerspänstigkeit und unberufener Neugier gegeben. Ich will mich jedoch weiter nicht darüber beklagen, denn diese Keckheit, welche die Ruhe am häuslichen Herde gestört hat, ist vielleicht in den Kämpfen des Lebens für Euch ein Element des Erfolges."

Er schwieg einen Augenblick und versank in Gedanken.

Er schien noch etwas zu sagen zu haben, aber zweimal öffnete er den Mund und zweimal schloß er ihn wieder, ohne ein Wort hervorgebracht zu haben.

Endlich begann er langsam wieder:

„In Eurem eigenen Interesse vergeßt, was Ihr hier gesehen, was ihr hier gehört und was Ihr muthmaßt. Sagt selbst Eurem besten Freunde kein Wort davon. Es gibt Geheimnisse, welche tödtlich sind, und wenn der Blitzstrahl den Stamm des Baumes trifft, glaubt Ihr, daß dies den Aesten nicht auch zum Verderben gereiche?"

Diese Worte wurden mit solchem Nachdrucke und

so eindringlich gesprochen, daß die jungen Leute, trotz der Starrheit ihrer Gemüther, sich davon ergriffen fühlten.

Maubac fuhr nach einer abermaligen Pause fort:

„Ihr habt mich verstanden. Jetzt gehet. Wenn Ihr in das Dorf kommt, so sprecht bei Laugerot vor, welchem ich heute Morgen neue Befehle ertheilt habe. — Ruhig! Dankt mir nicht! — Ich weiche der Nothwendigkeit, denn auch ich — ich gestehe dies offen — liebe das Gold, nicht wie Ihr, um es zu verschwenden, sondern — Doch genug! — Geht, lebt wohl!"

Hierauf gab er Pascaline einen Brief an die Gräfin von Orval und streckte dann die Hand aus, auf welche seine Kinder, eins nach dem andern, einen eisigen Kuß drückten.

Dies war der einzige Beweis von Liebe, der zwischen ihm und ihnen gewechselt ward.

Einige Minuten später saßen die Kinder Maubac's in dem Wagen, welcher langsam nach dem Dorfe Saint-Abdon hinunter fuhr.

Ihre Züge verriethen durchaus keinen Schmerz und als man eine Strecke von dem väterlichen Hause hinweg war, schlug Cäsar ein lautes Gelächter auf und sagte:

„Na, da wären wir ja endlich aus dieser schrecklichen Spelunke heraus und wie uns deutlich zu verstehen gegeben worden, werden wir dieselbe auch nicht so leicht wieder betreten. Nach den Ereignissen der vergangenen Nacht fürchtet man sich vor uns! Was mich betrifft, so weiß ich, wenn ich wieder Geld brauche, wie ich es

anzufangen habe, um Papa Maubac seine Knauserei abzugewöhnen."

„Ich weiß es auch!" sagte Urban mit den Augen blinzelnd.

„Wir brauchen nur auf die Stimme der Terrasse anzuspielen!" bemerkte Pascaline schlau.

„Da wir," fuhr Cäsar fort, einander so gut verstehen, so wollen wir noch etwas verabreden. Wie groß auch die Entfernung sei, in welcher wir künftig von einander leben, und wie verschiedene Wege wir auch einschlagen mögen, so wollen wir doch fortfahren, zusammenzuhalten und uns wechselseitig zu unterstützen. Seid Ihr damit einverstanden? Nur auf diese Weise ist ein gemeinsamer Erfolg möglich."

Urban und Pascaline waren zu klug, um den Vorschlag ihres Bruders nicht zu billigen, und ehe sie noch bei Laugerot anlangten, hatten Maubac's Kinder ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen, dessen Resultate wir sehen werden.

Achtes Capitel.

Die Herzogin.

Vier Jahre sind vergangen.

Zu der Zeit, bei welcher wir jetzt angelangt sind, stand in dem Faubourg Saint Irénée in Lyon am Fuße des Hügels von Fourvieres, ein neues, luftiges, gutgehaltenes Gebäude, welches von den kleinen armse-

ligen Häusern, mit welchen dieser Theil der Stadt besäet ist, auffallend abstach.

Große Höfe und ein Garten mit schönen Bäumen sonderten es von den benachbarten Wohnungen ab.

Seine Bestimmung konnte übrigens nicht zweifelhaft sein, denn über dem Thorweg war eine Firma angebracht, welche in Goldbuchstaben die Aufschrift: Seidenwaarenfabrik trug.

Diese Fabrik galt damals für eine der bedeutendsten der Stadt und trotz der Eleganz des Gebäudes würde man sich daher über seinen geringen Umfang gewundert haben, wenn man nicht gewußt hätte, daß die Mehrzahl der prachtvollen Producte der Lyoner Industrie in der Regel nicht in großen Fabriken, sondern in der Wohnung eines jeden Arbeiters, der einen Jacquardwebstuhl besitzt, oft sogar auf den umliegenden Dörfern gefertigt werden.

Das fragliche Haus enthielt daher nur einige wenige Stühle zur Fabrication der ganz besonders kostbaren Stoffe und die nöthigen Magazinräumlichkeiten.

Diese, welche häufig ganz geleert wurden, brauchten auch nicht sehr groß zu sein, denn man weiß, wie wenig Raum jene herrlichen Sammet- und Atlasgewebe einnehmen, deren Preis ein so hoher ist.

Abgesehen von den Bureaux und den Werkstätten, befand sich in diesem Hause auch eine große bequeme Wohnung, zu welcher man durch einen besonderen Eingang von der Gartenseite aus gelangte.

Gesträuche und Schlingpflanzen beschatteten die Thüren und Fenster, Orangen- und Granatbäume in

Kübeln und Blumenvasen schmückten die Front der Wohnung und die Terrasse und verriethen, indem sie die Atmosphäre mit ihrem balsamischen Duft erfüllten, die Gegenwart einer Frau, welche an diesem Grün und diesen Wohlgerüchen Gefallen fand.

Eines Sonnabends Nachmittags gegen vier Uhr trafen die Chefs der Fabrik und ihre Familie, welche in einem schönen Salon dieser Wohnung beisammen war, Anstalt, nach einem Landhause aufzubrechen, welches sie vor den Thoren der Stadt, jenseits des Faubourg de Vaise, besaßen und von wo sie erst Montag früh zur Stunde des Beginnes der Geschäfte zurückzukehren gedachten.

Auf dem Hofe hielt bereits ein guter geräumiger Wagen von bescheidenem Aussehen, aber bequem und fest und mit einer kräftigen Stute bespannt.

Ein junger Bursche, der während der Woche in der Fabrik die Functionen eines Laufburschen versah, hatte heute eine Art graue Livrée angelegt und wartete mit der Peitsche in der Hand auf das Einsteigen seiner Passagiere.

Da diese ein wenig säumten, so wollen wir diese Gelegenheit benutzen, um einige dem Leser unentbehrliche Aufschlüsse über sie zu geben.

Die Häupter der Familie so wie des Handelshauses waren der Schwiegervater und der Schwiegersohn und ihre Namen sind dem Leser nicht ganz unbekannt.

Der eine hieß Morin, der andere Josef Cartier.

In der That, der Neffe Maubac's, der bescheidene

Werkführer, den wir eines Abends nach Saint-Abdon kommen sahen, um eine in Verwahrung seines Onkels befindliche Summe zu erheben, war jetzt Compagnon und Schwiegersohn seines ehemaligen Chefs.

Man erräth ohne Mühe, wie dies zugegangen war.

Die zwanzigtausend Francs, welche Josef Cartier im Augenblicke einer furchtbaren Handelskrisis beschafft, hatten hingereicht, um dem Credit des Fabricanten wieder aufzuhelfen und die Umstände hatten sich bald gegebessert.

Morin vergaß aber den Dienst, den sein Untergebener ihm geleistet, nicht und da er ihn übrigens als einen rechtschaffenen, intelligenten, geschäftserfahrenen Mann kannte, da er ferner schon seit längerer Zeit bemerkt hatte, daß Cartier seine Tochter Emilie liebte und daß Emilie gegen Cartier keine Abneigung empfand, so hatte sich Alles sehr leicht arrangiren lassen.

Man war deshalb in Lyon nicht überrascht gewesen, als man bald nach jenen Ereignissen die Verheirathung Josef's mit der ältesten Tochter seines Chefs erfuhr und nun auf den Facturen die Firma „Morin & Cartier" sah.

Von diesem Augenblicke an begann für dieses Haus eine Periode unerhörten Glückes.

Sei es, daß es durch den Eintritt eines jungen, rührigen Mannes einen neuen Impuls erhalten, sei es, daß die Geschäfte nach der lang andauernden Krisis einen um so nachhaltigeren Aufschwung nahmen — kurz, die von der Firma Morin & Cartier unternommenen Speculationen waren stets glücklich.

Beide von Herzensgüte und Gerechtigkeitssinn beseelt, hatten sie ihre Arbeiter an den Früchten ihrer Erfolge theilnehmen lassen.

Deshalb wurden sie von ihren Untergebenen angebetet und von ihren Standesgenossen geachtet. Es fehlte ihnen daher auch nicht an persönlichen Auszeichnungen.

Morin war einflußreiches Mitglied des Gemeinderathes von Lyon und Cartier war Richter beim Handelstribunal und Präsident mehrerer wichtiger Associationen.

Schwiegersohn und Schwiegervater warteten in diesem Augenblicke in dem Salon auf Madame Cartier, die in der obern Etage eben ihre Toilette beendete.

Morin war ein großer, dicker, gutmüthiger Mann, der aber gern ein wenig schalt. Die Sorgen hatten auf seinem Gesichte tiefe Falten erzeugt und obschon er kaum fünfundfünfzig Jahre zählte, so schien er sich doch schon nach Ruhe zu sehnen.

Cartier dagegen, der jetzt in der vollen Kraft des Mannesalters stand, zeigte eine Rüstigkeit und Beweglichkeit, welche mit seinen offenen, freimüthigen Zügen sehr wohl harmonirte.

An die Stelle seiner frühern Schüchternheit war jetzt jene Festigkeit getreten, welche ihren Grund im Selbstvertrauen und in der Gewohnheit des Befehlens hat.

Die beiden Compagnons, die sich in ein bequemes, ländliches Costüm geworfen, plauderten, um die Zeit hinzubringen, von ihren Geschäftsangelegenheiten.

Es waren auch zwei frische Gesichter da, auf welchen man die Ungeduld las, womit sie dem Aufbruch entgegensahen.

Das eine gehörte einem mit bunten Bändern und Spitzen herausgeputzten, kleinen dreijährigen Mädchen, welches lustig umhersprang. Es war dies die kleine Anna, Cartier's einziges Kind.

Das andere gehörte einer großen und schönen Blondine von siebzehn oder achtzehn Jahren, in weißem Kleid und Strohhut, welche das lärmende Ungestüm der kleinen Anna zu zügeln suchte.

Diese junge Dame war Mademoiselle Clarisse, Herrn Morin's zweite Tochter.

Da es ihr nicht gelang, ihrer ungeberdigen kleinen Nichte einen Dämpfer aufzusetzen, so ward dadurch endlich die Aufmerksamkeit des Familienoberhauptes erregt.

„Aber, was denkt nur unsere Emilie?" sagte Morin in ärgerlichem Tone. „Ist sie denn immer noch nicht fertig? Diese Kinder sind wie toll und ich selbst —"

„Ach, lieber Papa, schilt nicht auf meine Schwester!" sagte Clarisse. „Sie wird sogleich herunterkommen. Bedenke, daß sie heute bis auf den letzten Augenblick gearbeitet hat, um das Hauptbuch und die Correspondenz in Ordnung zu bringen. Es ist kaum zehn Minuten, daß sie damit fertig ist und dann hat sie zunächst Anna anzukleiden gehabt."

„Zehn Minuten! Zehn Minuten!" wiederholte Papa Morin, indem er seine Uhr zog. „Diese zehn Minuten sind verwünscht lang. Ist wohl jetzt Zeit, sich

lange bei der Wahl eines Kleides oder eines Hutes aufzuhalten? Dominique erwartet uns im Buisson-Blanc" — dies war der Name des Landhauses — „bei guter Zeit und er wird glauben, der Wagen sei mit allen seinen Insassen in die Saone gestürzt. Hoffentlich wirst Du, mein lieber Schwiegersohn, dieser Kokette tüchtig den Text lesen."

„Darauf verlaß Dich nicht allzusehr, lieber Papa," antwortete Cartier lachend. „Wenn Emilie ein Kleid trägt, welches ihr sitzt, und einen Hut, der ihr gut steht, so bin ich entwaffnet."

„Das lasse ich mir gefallen!" sagte Clarisse. „Josef ist doch stets vernünftig."

„Man verwöhnt diese junge Frau auf die beklagenswertheste Weise, ich aber werde mir deswegen kein Blatt vor den Mund nehmen, sondern ihr, wenn sie kommt, rund heraus sagen —"

„Was willst Du mir sagen, Papa?" rief eine lachende Stimme.

In demselben Augenblick kam die Verbrecherin wie ein Orkan von Musselin und Blumen in den Salon hereingebraust. Sie war in dieser bescheidenen Toilette so anmuthig und so reizend, daß Cartier rief:

„Papa, wenn Du sie ausschelten willst, so thue es; ich für meine Person habe, offen gestanden, nicht den Muth dazu."

„Ich auch nicht mehr," sagte Morin lächelnd. „Doch da wir nun endlich beisammen sind, so wollen wir auch keine Zeit weiter verlieren, sondern uns aufmachen!"

Clarisse brachte ihm seinen Stock mit dem goldenen Knopfe, während die kleine Anna ihm seinen Hut holte.

Eben stand man im Begriff, das Haus zu verlassen, als der Kutscher Baptist eiligst mit einer Visitenkarte in der Hand hereinkam.

„Herr Cartier," sagte er ganz athemlos, „es hält eine prachtvolle Equipage mit goldbetreßten Lakaien und herrlichen Pferden vor dem Thore und in der Equipage sitzt eine schöne Dame, welche Sie in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünscht."

„Wie heißt denn diese Dame?" fragte Cartier; „hat Sie es Dir gesagt, Baptist?"

„Dies da hat mir der gepuderte Lakai gegeben, welcher im Garten wartet."

Und Baptist reichte seinem Herrn die Karte, welche er in der Hand hatte.

Cartier las laut:

„Die Herzogin von Morangis."

„Eine Herzogin!" rief Clarisse im Tone der Bewunderung.

Cartier sah seine Frau an.

„Was will sie von mir?" sagte er. „Und wie kommt es, daß sie sich nach so vielen Jahren auf einmal meiner erinnert?"

„Gleichviel, mein Freund," entgegnete Emilie. „Du kannst Dich nicht weigern, sie zu empfangen. Lieber Papa und Clarisse, wir wollen in mein Zimmer gehen und Josef mit dieser Dame allein lassen. Jedenfalls wird der Besuch nicht von langer Dauer sein."

„Wie!“ rief Cartier; „Du willst nicht bei mir bleiben? Du bist ja in Deinem Hause, in Deinem Salon und es wäre eigentlich —“

„Erlaube mir, Josef, ich möchte nicht gern mit dieser Herzogin zusammentreffen. Man sagt, sie sei sehr hochmüthig, sehr impertinent und vielleicht glaubt sie gar, sich gegen bürgerliche Wesen wie Clarisse und ich verächtlich zeigen zu können. Nun aber kenne ich Dich, mein lieber Josef, und weiß, daß Du im Stande wärest, uns auf etwas allzu eifrige und hitzige Weise in Schutz zu nehmen. Es wird daher am besten sein, wenn ich der Herzogin von Morangis auf so kurze Zeit das Feld räume.“

Nachdem Emilie dies gesagt, ergriff sie ihre Tochter bei der Hand und entfernte sich mit Clarisse und Papa Morin, welcher murmelte:

„Der Teufel hole alle Herzoginnen! Nun kommen wir vor Nachts nicht nach dem Buisson Blanc.“

Die sich Entfernenden waren kaum verschwunden, als Cartier das Rauschen eines Gewandes hörte und eine junge Frau eintreten sah, deren blendende Schönheit und majestätische Haltung den aristokratischen Titel vollständig rechtfertigte.

Sie war mit äußerster Eleganz gekleidet und mit Kleinodien bedeckt.

Der Leser hat in der Herzogin von Morangis bereits Pascaline Maubac errathen.

In der That war Pascaline, die durch die Gräfin von Orval in die große Welt von Lyon eingeführt worden, schon seit mehreren Jahren an den Herzog von

Morangis-Lautrec verheiratet, der einer der ältesten Familien der Provinz angehörte.

Die Vortheile, welche dieses Ehebündniß bot, waren freilich mehr brillant als gediegen zu nennen.

Der Herzog zählte damals beinahe sechzig Jahre und war, wenn er überhaupt jemals reich gewesen, schon seit langer Zeit ruinirt, so daß er weiter nichts mehr besaß als sein Wappen.

Ueberdies galt er für einen Spieler, Wüstling und Verschwender und war trotz seiner vornehmen Geburt am Hofe Ludwigs XVIII. niemals gern gesehen gewesen.

Deshalb sah er sich genöthigt, in ziemlich trauriger Weise in der Provinz zu vegetiren und sich als Schmarotzer bei allen Bekannten herumzutreiben, als er plötzlich auf den Gedanken kam, sich zu „encanailliren“ oder mit andern Worten mit einer reichen Frau aus dem Bürgerstande sich zu verheiraten.

Sein Zweck war dabei einestheils, diejenigen seiner Standesgenossen, welche ihn jetzt über die Achsel ansahen, zu ärgern, und anderntheils, seinen zerrütteten Vermögensumständen wieder aufzuhelfen.

Bei der Gräfin von Orval lernte er Pascaline Maubac kennen und die Partie kam ohne große Schwierigkeiten zu Stande.

Freilich konnte eine unter solchen Umständen geschlossene Ehe kaum glücklich sein.

In der ersten Zeit allerdings war der Herzog gegen seine junge Frau sehr aufmerksam und hatte sich herbeigelassen, mit ihr ein Hotel zu bewohnen, welches

der alte Maubac in einem der schönsten Stadttheile von Lyon besaß.

Es dauerte jedoch nicht lange, so erkaltete das anfangs so freundliche Verhältniß der beiden Ehegatten gegen einander.

Man vermuthete, daß nachdem das von Pascaline mitgebrachte, flüssige Geld bald verthan worden, der Graf sich ärgerte, daß er nicht zu dem eigentlichen Vermögen seiner Frau gelangen konnte.

Der Notar Laugerot hatte nach Maubac's eigener Angabe den Ehecontract entworfen und war dabei dem verschwenderischen Bräutigam gegenüber mit der äußersten Vorsicht zu Werke gegangen.

Der Herzog verfiel demnach allmälig in sein früheres Nomadenleben zurück und das Gerücht behauptete, er käme blos dann nach der Stadt zu seiner Frau zurück, wenn ihn Geldmangel oder irgend ein anderes eigennütziges Motiv dazu triebe.

Die Herzogin nahm ihrerseits die anscheinende Gleichgültigkeit ihres Gemals mit großer Philosophie hin.

Beinahe stets allein, machte sie dennoch in Lyon ein großes Haus und bewegte sich fortwährend in Gesellschaft.

Ohne Zweifel besaß sie bedeutende Einkünfte, denn ihr Luxus überstieg alle Begriffe.

Sie war deshalb sehr gesucht und obschon eine Anzahl Puritaner von altem Adel sie wegen ihrer bürgerlichen Herkunft mit großer Kälte empfingen, so war sie deswegen doch nicht weniger die Königin aller Salons.

Natürlich hörte Pascaline oft von Josef Cartier sprechen, der an der Spitze der Lyoner Industrie stand. Sie war ihm sogar bei gewissen, officiellen Versammlungen begegnet, aber stets kalt und stolz an ihm vorbeigegangen, ohne ihn oder seine Familie eines Blickes zu würdigen.

Der gegenwärtige Besuch mußte daher den jungen Fabricanten in nicht geringes Erstaunen versetzen und er war neugierig zu erfahren, was die Veranlassung dazu sei.

Als die Herzogin in ihrer prachtvollen Toilette hereinrauschte, verneigte sich Cartier, der ihr einige Schritte entgegengegangen war, blos tief vor ihr und nachdem er ihr einen Lehnsessel präsentirt, erwartete er schweigend, von dem Grund ihres Kommens in Kenntniß gesetzt zu werden.

Die Herzogin hatte auf eine so stumme, eisige Höflichkeit sich augenscheinlich nicht gefaßt gemacht und trotz ihrer gesellschaftlichen Routine ließ sie einige Verlegenheit blicken.

Nachdem sie jedoch in dem Sessel Platz genommen, sagte sie mit einem Lächeln, welches gewinnend sein sollte:

„Ich glaube, Herr — Herr Cartier, daß wir alte Bekannte sind. Wenn ich mich recht entsinne, so besteht sogar zwischen uns eine Art Verwandtschaft, denn Sie waren der Neffe der ersten Frau meines Vaters; ist dem nicht so?"

„Allerdings, Frau Herzogin," entgegnete Josef steif. „Diese Verwandtschaft ist aber so weitläufig und

wenn ich es sagen soll, so oft bestritten worden, daß es von einem armen „Kiebitz“ wie ich anmaßend wäre, darauf zurückkommen zu wollen.“

„Ach, mein Herr, Sie haben die thörichten Witzeleien meiner Brüder noch nicht vergessen. Sie hätten aber dergleichen Leichtfertigkeiten auf Rechnung der Jugend bringen sollen und es wäre zweckmäßig gewesen, zu vergessen.“

Der Fabricant verneigte sich abermals, aber ohne zu antworten, gerade, als ob er sich mit der Herzogin in keine Discussion einlassen wollte.

Die Herzogin ihrerseits schien zu glauben, daß sie diesem dickköpfigen Spießbürger nun genugsam entgegengekommen sei, und begann daher mit weit weniger Ceremonie wieder:

„Wenn ich mich auf diese zweifelhafte Verwandtschaft berufen hätte, um einen Dienst von Ihnen zu verlangen, Herr Cartier, so hätte ich mich wahrscheinlich vergebens darauf berufen. Es ist aber kein Dienst, den ich auf irgend ein Anrecht von Ihnen hin verlangen will. Ich will Sie vielmehr auf eine Pflicht aufmerksam machen und zweifle nicht, daß Sie dieselbe erfüllen werden.“

„Allerdings, Frau Herzogin, kann ich mir das Zeugniß geben, eine Pflicht niemals vorsätzlich unerfüllt gelassen zu haben. Haben Sie die Gnade, sich näher zu erklären.“

„Nun denn,“ fährt Pascaline fort, „vielleicht wissen Sie schon, daß mein Vater, Ihr ehemaliger Vormund, in Saint-Abdon sehr gefährlich erkrankt ist.“

„Was sagen Sie, Madame?“ rief Cartier mit einem Gemisch von Schmerz und Ueberraschung. „Dies ist das erste Wort, welches ich von dieser betrübenden Kunde vernehme. Also Herr Maubac —“

„Herr von Maubac, mein geehrter Vater, hat vor einigen Tagen einen heftigen Anfall von einer Krankheit bekommen, an welcher er schon früher gelitten. Dem weiteren Umsichgreifen dieser Krankheit sind vor der Hand Schranken gesetzt worden, aber trotzdem ist der Zustand meines Vaters immer noch ein sehr ernster, so daß der Eintritt einer tödtlichen Krisis mit jedem Augenblick erwartet werden kann.“

Die schöne Herzogin sprach so ruhig, als ob es sich um eine ganz gleichgültige Person gehandelt hätte.

Nach einer Pause antwortete Cartier:

„Mein Onkel hat sich gegen mich oft hart gezeigt und meine arme Tante, seine erste Frau, ist in seiner Gesellschaft nicht immer sehr glücklich gewesen; die Bande der Verwandtschaft und meine Dankbarkeit für einige gute Dienste — Ich wundere mich, Madame, daß Sie, da Sie von der Krankheit Ihres Herrn Vaters unterrichtet sind, sich nicht sofort zu ihm begeben haben.“

„Ich würde es gethan haben, wenn es mir erlaubt gewesen wäre. Abgesehen aber davon, daß ich den Herrn Herzog, der mir seine bevorstehende Rückkunft angezeigt hat, erwarten muß, wünsche ich auch aus besonderen Gründen meinen Vater nur im Beisein meiner beiden Brüder Urban und Cäsar zu sehen, die in Paris sind und denen ich so eben geschrieben habe. Uebrigens,

Herr Cartier" fuhr die Herzogin fort, „wissen Sie vielleicht, daß mein Vater aus geheimen Gründen meinen Brüdern und mir das Haus verboten hat und daß er am Tage meiner Vermählung kaum auf einige Stunden nach Lyon gekommen ist. Ich habe daher nicht gewagt, mich nach der Priorei zu begeben, ohne vorher förmliche Erlanbniß dazu erhalten zu haben, wohl aber habe ich mich beeilt, schriftlich darum zu bitten. Nun habe ich heute zur Antwort auf diese Bitte einen Brief von Laugerot, dem Notar und einem der Vertrauten meines Vaters erhalten. Man ersucht mich in diesem Briefe, nicht eher als auf neue Benachrichtigung abzureisen. Man gibt mir zu verstehen, daß meine Gegenwart Anlaß zu Inconvenienzen und sogar Gefahren geben könnte. Eine von der Hand meines Vaters am Fuße dieses Briefes beigefügte Zeile bestätigt, daß dies sein Wille ist. Da sehen Sie selbst."

Die Herzogin nahm aus einem kostbaren Portefeuille einen geöffneten Brief, den sie Cartier übergab.

Dieser warf einen Blick darauf.

„In der That, Madame," sagte er dann, „dieser Weisung konnten Sie nicht entgegenhandeln und ich wundere mich, daß ein Vater in einem solchen Augenblicke — Doch wollen Sie vielleicht die Güte haben, Frau Herzogin, mir zu sagen, worin für mich die Pflicht besteht, von welcher Sie vorhin sprachen?"

„Was ich meine, ist Folgendes. Es liegt mir sehr viel daran, den Stand der Dinge dort kennen zu lernen, und andererseits ist es nicht gut, daß mein sterbender Vater blos von fremden Personen und Mieth-

lingen umgeben sei. Da er nun uns, seinen Kindern, verbietet, Zeugen seiner letzten Augenblicke zu sein, könnten ja nicht Sie, der Sie sein Verwandter und ehemaliger Mündel sind, sich unverweilt nach Saint-Abdon begeben, um, so viel als von Ihnen abhängt, uns zu ersetzen?"

„Wenn dies ein Beweis von Vertrauen ist, Madame, so sage ich Ihnen dafür meinen Dank. Warum aber wollen Sie nicht einen Ihrer Geschäftsleute mit dieser Mission beauftragen?"

„Die Gegenwart eines Geschäftsmannes würde alle Welt stutzig machen und man würde sich vor ihm in Acht nehmen. Und übrigens," fuhr Pascaline die Stimme noch tiefer senkend fort, „ist unser Haus nicht wie ein anderes Haus. Wenn man darin ordentlich sucht, kann man darin Geheimnisse finden, die wir nicht dem Ersten Besten anvertrauen möchten. Nur eine ehrenwerthe, discrete, mit meinem Vater befreundete Persönlichkeit, so wie Sie, kann sich daher einer solchen Aufgabe mit Erfolg entledigen."

„Aber wissen Sie gewiß, daß ich Zutritt zu dem Kranken haben werde? Seit mehreren Jahren sind meine Beziehungen zu meinem Onkel Maubac, dessen Misanthropie Sie kennen, ziemlich schwach gewesen. Uebrigens machen auch die Arbeiten meines Geschäftes mein Verbleiben hier nothwendig und es ist mir in diesem Augenblicke unmöglich, mich zu entfernen."

Trotz ihrem Stolze ließ die Herzogin, wenn sie einmal einen Entschluß gefaßt hatte, sich nicht so leicht entmuthigen.

Sie bot deshalb alle Hilfsquellen ihrer weiblichen Beredtsamkeit auf; sie wies nach, daß die Reise des Fabricanten nicht mehr als einen Tag Zeit in Anspruch nehmen würde und daß seine Geschäfte durch eine so kurze Abwesenheit unmöglich leiden könnten.

„Bedenken Sie, Herr Cartier," fuhr sie fort, „daß trotz der Kälte Ihrer Beziehungen zu meinem Vater Sie ihn in seinen dermaligen Umständen nicht verlassen dürfen. Er ist allein, den Händen dienender Personen preisgegeben. Vielleicht hat er, ehe er diese Welt verläßt, irgend eine Anordnung zu treffen, ein Geheimniß zu offenbaren, eine Pflicht zu erfüllen, in Bezug worauf er sich Ihnen eher als seinen eigenen Kindern anvertrauen wird."

Diese Vorstellungen rührten Cartier endlich.

„Wohlan, Frau Herzogin, ich will es thun," antwortete er. „Ich werde meinem ehemaligen Vormund den letzten Beweis von Theilnahme und Achtung geben. Ich gedenke demgemäß Folgendes zu thun: In einigen Augenblicken mache ich mich auf den Weg nach Buisson Blanc, meinem Landhaus. Dasselbe liegt höchstens fünf Lieues von Saint-Abdon entfernt, wohin ich mich morgen früh bei guter Zeit in meiner Chaise begeben werde. Ich werde nicht ganz zwei Stunden brauchen, um an Ort und Stelle zu kommen, denn meine Stute läuft ganz vortrefflich und ich kann dann den größten Theil des Tages bei dem Kranken bleiben. Abends komme ich hieher zurück und werde Sie unverweilt von dem Ergebniß meines Besuches in Kenntniß setzen."

„Sehr gut," entgegnete die Herzogin, indem sie

sich erhob. „Ich danke Ihnen nicht, Herr Cartier, denn ohne Zweifel gehorchen Sie weit höheren Rücksichten als dem Wunsche, meinen Brüdern und mir angenehm zu sein. Dennoch rechnen wir nicht weniger darauf, daß Sie unsere legitimen Rechte zu schützen wissen werden."

In dem Augenblicke, wo Pascaline sich entfernen wollte, fiel ihr ein, daß die Höflichkeit von ihr verlangte, dem Fabricanten einige Worte über seine Familie zu sagen."

„Ich weiß," hob sie mit herablassender Miene wieder an, „daß Sie eine Frau von sehr angenehmem Aeußern und eine Schwägerin haben, die ihr nicht nachsteht. Ich würde mich sehr freuen, diese Damen bei mir zu sehen — einmal des Morgens — um Bekanntschaft mit ihnen zu machen."

„Tausend Dank, Frau Herzogin," entgegnete Cartier. „Meine Frau ist aber eine schlichte Bürgersfrau; sie führt mir die Bücher und es mangelt ihr nicht an Beschäftigung. Was meine Schwägerin Clarisse betrifft, so ist sie noch ein pures Kind und geht ohne ihren Vater oder ohne uns nirgends hin."

„Ganz wie Ihnen beliebt," sagte die Herzogin von Morangis trocken.

Während Cartier sie ehrerbietig bis an das äußere Thor geleitete, setzte sie hinzu:

„Ich vertraue ihrem Eifer und Ihrer Klugheit, Herr Cartier. Mein Vater ist von Leuten umgeben, die uns verdächtig sind. Sollte daher ein — leicht vorauszusehendes Unglück — eintreten, so treffen Sie die ge-

eigneten Maßregeln, damit unser Erbe nicht der Plünderung anheim falle. Verlangen Sie, daß man Alles unter Siegel lege, alle Thüren, alle Möbel ohne Ausnahme — Sie verstehen mich doch? Meine Brüder und ich würden jede Verletzung der gesetzlichen Bestimmungen unerbittlich bestrafen lassen."

Der Fabricant versprach, ohne ganz die Verachtung zu bergen, welche diese Habsucht ihm einflößte, den Instructionen der Herzogin zu folgen.

Diese stieg dann in ihren Wagen und fuhr fort.

Als Cartier wieder in den Salon trat, fand er hier die ganze Familie, welche ihm entgegengeeilt kam.

„Mein Himmel, Josef," sagte seine Frau fast schmollend, „was hat denn diese vornehme Dame so lange mit Dir zu sprechen gehabt?"

„Ihr schönes Kleid von brochirtem Atlas ist aus unserer Fabrik!" rief Clarisse, welche von ihrem Fenster aus der Herzogin nachgeschaut hatte.

„Clarisse hat Recht," sagte Papa Morin. „Das Muster dieses Stoffes ist nach einer Zeichnung von meinem alten Dominique. Was wird er von unserm Ausbleiben denken! Rasch nun vorwärts! Cartier kann uns die ganze Sache unterwegs erzählen."

Man beeilte sich demgemäß, in dem großen Wagen Platz zu nehmen und es dauerte nicht lange, so fuhr man durch die hügeligen, holperigen Gassen der Stadt.

Während der ersten Augenblicke war jede zusammenhängende Conversation unmöglich; als man aber, nachdem man Foubourg de Vaise passirt, einen weniger geräuschvollen Stadttheil erreicht hatte, erzählte Cartier,

welche Commission die Herzogin ihm aufgetragen, und daß er beschlossen habe, sich den nächstfolgenden Morgen wirklich nach Saint-Abdon zu begeben.

„Ich dachte mir gleich, daß diese Herzogin nichts Gutes brächte," sagte Madame Cartier verdrießlich. „Nun können wir den ganzen Sonntag ohne Dich hinbringen, Josef."

„Aber dennoch konnte Dein Mann sich nicht weigern," bemerkte Morin. „Dieser Maubac ist immer sein Onkel und er hat uns früher einmal einen Dienst geleistet, den wir nicht vergessen dürfen."

„Na, ganz umsonst hat er diesen Dienst nicht geleistet," sagte der jüngere Fabricant, indem er ein wenig das Gesicht verzog. „Wenn Du wüßtest, Papa, mit welchem Disconto diese Summe mir damals ausgezahlt wurde — Doch, was geschehen ist, ist geschehen. Was kann es nützen, darauf zurückzukommen?"

„Dann" sagte Emilie, „wird der wahrscheinliche Tod des alten Maubac ohne Zweifel die beiden Brüder der Herzogin hierher zurückführen. Hast Du nie etwas von ihnen gehört? Haben sie Dir nie geschrieben?"

„Höchstwahrscheinlich erinnern sie sich nicht einmal meines Namens mehr. Ich weiß aber, was aus ihnen geworden ist, denn es ist in den Pariser Zeitungen häufig von ihnen die Rede. Cäsar der ältere, ist Tagesschriftsteller geworden. Er spielt den Liberalen und richtet seine Angriffe mit unerhörter Heftigkeit besonders gegen Alles, was Beamter heißt. Man scheint ihn sehr zu fürchten und jede seiner Flugschriften erlangt einen ecla-

tanten Scandalerfolg. Auch spricht man fortwährend von seinen Duellen oder von seinen Processen."

„Das ist aber eine traurige Existenz!" sagte Emilie.

„Solchen streitsüchtigen Charakteren wie dieser Cäsar Maubac einer ist, gefällt sie. Was Urban, den jüngern Bruder, betrifft, so geht er ganz anders zu Werke. Er geberdet sich ernst, gesetzt, wohlwollend und menschenfreundlich. Er ist Advokat und führt Processe, wo er schöne Gesinnungen zur Schau tragen kann, gratis, Broschüren schreibt er auch; die seinigen haben aber nur den Zweck, Alles zu loben. Er ist Mitglied mehrerer wohlthätigen oder sich wenigstens so nennenden Gesellschaften und beschäftigt mit seiner anscheinenden Bescheidenheit die öffentliche Meinung kaum weniger als sein Bruder. Uebrigens unterzeichnet er seine Schriften von Maubac von Saint-Abdon und legt sich auf diese Weise einen doppelten Adel bei, während sein Bruder, der „Liberale", einfach Cäsar Maubac zeichnet. Wie die beiden Brüder sich mit einander selbst vertragen, weiß ich nicht, Cäsar scheint aber der Auszeichnung, auf welche er ein Recht hat, keinen Werth beizulegen, während Urban sich mit einer schmückt, die ihm nicht zukommt."

Emilie lachte.

„Aber Josef," sagte sie dann, „Du wirst ja gegen Deine vielgeliebten Cousins ganz sarkastisch. Was mich betrifft, so scheinen mir die Brüder um nichts liebenswürdiger zu sein als die Schwester und diese sämmtlichen Maubacs gefallen mir durchaus nicht."

„Aber was gehen sie uns an?" fragte Papa Morin.

„Diese Leute gehören nicht zu unserem Kreise. Da sind wir übrigens schon im Buisson-Blanc und ich sehe unsern lieben Dominique, der uns entgegengeeilt kommt.“

Der Wagen hatte in der That vor dem Besitzthum Halt gemacht, wo die Familie Cartier gewöhnlich die Sonntage zuzubringen pflegte.

Es war mehr eine kleine Meierei als ein eigentliches Landhaus. Allerdings war ein Wohnhaus zur Aufnahme der Herrschaft und ein sehr großer Garten da, in welchem man fast eben so viel Zier- als Obstbäume sah.

Die größte Zahl der Gebäude schien aber zu landwirthschaftlichen Zwecken bestimmt zu sein, denn man sah Vorrathshäuser, Scheunen und Ställe, welche dieser Villa des alten Regime ein bäuerisches Ansehen gaben.

Die Lage dagegen war eine reizende. Man war hier ganz in der Nähe von Lyon oder vielmehr von dem, was man die aus mehreren Vorstädten gebildete „Lyonesische Agglomeration“ nannte.

Das Wohnhaus stand auf einer Anhöhe und man überschaute von der Schwelle der Thüre aus ein ungeheueres Amphitheater von Häusern und Thürmen mit laubreichen, grünen Gärten dazwischen.

Zu der gegenwärtigen Stunde des Abends schwebte ein Art durchsichtiger Schleier über der Stadt und es stieg von derselben jenes dumpfe, eintönige, aus tausend Klängen zusammengesetzte Geräusch empor, welches die

Nähe des großen Centrums einer Bevölkerung verkündigt.

Nach allen andern Seiten hin um Buisson-Blanc herum streckte sich eine fruchtbare mit Weinbergen, Wiesen und Feldern bedeckte und mit Meiereien und Dörfern besäete Landschaft.

Die Gebäude standen am Rande einer Chaussée, die mit einer Doppelreihe riesiger Ulmen beschattet ward.

Dahinter, durch üppige Wiesen hindurch, schlängelte sich die Saone mit ihrem grünen, langsam fließenden Wasser, während man weiterhin durch blühende Anlagen hindurch die blauen, breiten und ungestümen Wogen der Rhone sah, die unterhalb Lyon mit der Saone zusammenfließt.

Am äußeren Horizont, in großer Entfernung, sah man auf der einen Seite den majestätischen Pilatusberg, auf der anderen den zackigen Kamm des Montblanc.

Dies war die schöne Besitzung, vor welcher der Wagen Halt machte, und Dominique, ein alter, ehrwürdiger, behäbiger Mann, in einem langen Rock und mit einer Mütze auf dem Kopf, empfing die Ankommenden.

Er war ein ehemaliger Schulmeister, den eine Krankheit genöthigt hatte, seinem Beruf zu entsagen. Da er kein Vermögen hatte, so hatte er Herrn Morin, dem er schon lange bekannt war, gebeten, ihn in seiner Fabrik zu beschäftigen, und da er sehr geschmackvoll zeichnete, so hatte man ihn mit dem Copiren von Mustern beauftragt.

Durch sein sanftes, freundliches, biederes Wesen und seine Anhänglichkeit hatte er sich allmälig die Zuneigung der Familie Morin erworben. Man betrachtete ihn jetzt schon längst als Familienglied und hatte ihm seine Wohnung im Buisson Blanc angewiesen, wo er die Oberaufsicht führte.

Hier lebte er glücklich und friedlich und brachte ganze Tage damit zu, daß er Baumblätter, Insecten und Blumen copirte, woraus er dann seine Muster zusammenstellte.

Wenn aber der Sonnabend kam, wo seine Chefs das Landhaus besuchten, dann strengte er sich an, ihnen irgend eine angenehme Ueberraschung zu bereiten.

Deshalb ward er von der Familie hoch verehrt und unter den Vergnügungen, die man sich bei diesen wöchentlichen Besuchen versprach, war das, den „guten Dominique“ wiederzufinden, vielleicht das größte.

Alle begrüßten ihn auf's Freundlichste. Morin und Cartier drückten ihm die Hand. Emilie erkundigte sich angelegentlich nach seinem Befinden und die kleine Anna, ja sogar Clarisse, fielen ihm ohne weitere Umstände um den Hals.

Dominique lächelte Alle an und beeilte sich im heiteren Tone zu sagen:

„Nun, da sind Sie ja endlich. Ich begann schon allerhand Besorgnisse zu hegen. Der Imbiß steht schon lange bereit. Es gibt Kuchen für Mademoiselle Anna, frische Sahne für Mademoiselle Clarisse, frischgepflücktes Obst für Madame Cartier und Blumen für Alle. Den Herren werde ich, wenn sie vom Tische aufstehen,

mein eben fertig gewordenes, neues Muster zeigen. Es ist chamois und grün und ich glaube, wir werden damit Ehre einlegen."

„Schön, schön, mein lieber Dominique," hob Cartier in jovialem Tone wieder an. „Ohne Zweifel haben Sie wieder einmal ein kleines Meisterwerk von geschmackvoller Eleganz geschaffen. Vor allen Dingen aber wollen wir etwas zu uns nehmen, sonst wären diese Damen im Stande, die Zeichnung nicht sonderlich zu finden."

Man begab sich in das Speisezimmer und die zwangloseste Heiterkeit herrschte bei dem nun beginnenden Mahle.

Neuntes Capitel.

Am Rande der Straße.

Am nächstfolgenden Morgen noch vor Tagesanbruch war Cartier schon auf den Füßen, um sich nach Saint-Abdon zu begeben.

Er hatte schon am Abend vorher Baptist, der ihn begleiten sollte, seine Befehle ertheilt.

Er wollte sich eines Cabriolets bedienen, in welchem er gewöhnlich seine Spazierfahrten machte, und als er in den Hof hinunterkam, fand er schon Alles seinen Instructionen gemäß besorgt.

Das Pferd, welches gut ausgeruht hatte, war schon angespannt und scharrte ungeduldig mit den Hufen, während Baptist, die Peitsche in der Hand, ein

Liedchen pfiff, aber nur leise, um die noch schlafenden Bewohner des Hauses nicht zu stören.

Einige Minuten genügten, um alle Vorbereitungen zu beenden, und nachdem der Thorweg ohne Geräusch geöffnet worden, fuhr man auf die Landstraße hinaus.

Es war, wie wir schon bemerkt haben, noch nicht Tag und obschon gegen Osten hin ein schwacher Schimmer die Sterne erbleichen machte, so herrschte doch fast überall noch gänzliche Finsterniß.

Nur der weiße Staub der Straße leuchtete ein wenig und ließ den Weg undeutlich erkennen.

Man fuhr längs der Saone hin und ein kalter Nebel, der von dem Fluß aufstieg, machte die Dunkelheit noch undurchdringlicher.

Die frühesten Vögel waren noch nicht wach. Selbst das Rothkehlchen, dieser muntere Vorläufer des Tages, hatte sein Gezwitscher, welches wie ein Bewillkommnungsgruß an das Licht aus dem Gebüsch aufzusteigen pflegte, noch nicht hören lassen.

Cartier, welcher selbst die Zügel führte, ließ das Pferd langsamer gehen, um nicht an die Steinhaufen anzustoßen, welche am Rande der Straße lagen, oder gar in den Chausseegraben hinabzustürzen.

Das feurige Thier bequemte sich nur ungern zu diesem gemäßigten Schritt, Baptist aber, der in der Ecke des Wagens den gekürzten Schlaf nachholte, schien sich ganz schlau zu befinden und Cartier selbst erwartete ohne zu große Ungeduld, daß der Anbruch des Tages ihm erlaubte, schneller zu fahren.

So ging es langsam weiter und man war kaum eine halbe Stunde Weges vom Buisson Blanc entfernt, als das bis jetzt so folgsame Pferd sich plötzlich bäumte. Es schnaubte und spitzte die Ohren, als ob es sich vor etwas scheuete.

Cartier versetzte ihm einen tüchtigen Hieb mit der Peitsche; es beharrte aber nichtsdestoweniger bei seinem Widerstand und schien, indem es die Augen auf einen und denselben Punct der Straße gerichtet hielt, entschlossen zu sein, nicht daran vorbeizugehen.

Vergebens handhabte der Fabrikherr Zügel und Peitsche nach Kräften. Baptist, der durch das Stoßen des Wagens munter gemacht worden, sagte zu seinem Herrn:

„Turlurette fürchtet sich, Herr Cartier; sie ist sehr scheu. Es ist mir, als sähe ich Jemand am Rande des Straßengrabens liegen.“

„Wie? Wer könnte das sein?“

„Vielleicht ein Betrunkener oder ein Verwundeter — was weiß ich? Sehen Sie — da gleich neben dem Gebüsch.“

Während Cartier noch seine Augen anstrengte, um den Gegenstand zu erspähen, auf welchen Baptist ihn aufmerksam gemacht, erhob sich von der von Letzterem angedeuteten Stelle ein Schrei, ein seltsamer Schrei, der kaum von einer menschlichen Stimme auszugehen schien, dennoch aber gleichzeitig Erstaunen, Zorn und Furcht auszudrücken schien.

Die Reisenden stutzten, das erschrockene Pferd

drehte sich um sich selbst herum und drohete durchzugehen.

„Wer ist hier?" rief Cartier, indem er Turlurette mit Mühe bändigte. „Wer macht es sich zum Vergnügen, mein Pferd zu erschrecken?"

Eine sanfte Stimme antwortete, aber auf eine Weise, die vollkommen unverständlich war.

„Zum Henker," rief der Fabricant, „ich will wissen, wer der Tölpel ist, der uns diesen schlechten Streich spielt! Halte die Zügel, Baptist; ich will absteigen."

„Lassen Sie mich erst Turlurette beruhigen, Herr Cartier; sie kennt mich und ich werde schnell mit ihr fertig."

Mit diesen Worten sprang Baptist aus dem Wagen, faßte die Stute beim Zaum, redete ihr zu, streichelte sie und es gelang ihm, sie zu beschwichtigen.

Während der Diener auf diese Weise beschäftigt war, stieg Cartier ebenfalls aus dem Wagen und suchte mit den Augen die Person, welche Ursache dieser Störung war.

Endlich erblickte er an der mit Gras bewachsenen Böschung des Straßengrabens eine halb liegende, unbewegliche, menschliche Gestalt.

Er näherte sich ihr und wollte sie in rauhem Tone anreden, als der seltsame Schrei sich mit noch schärferem Ausdrucke des Schreckens wiederholte.

Gleichzeitig erhob sich Der, welcher ihn ausgestoßen, und fing an, in dem Graben, welcher ganz trocken war, fortzulaufen.

Cartier verfolgte ihn, indem er rief:

„So wartet doch, Freund! Man wird Euch nicht fressen! Was der Teufel macht Ihr hier?"

Dieser Zuruf schien aber die Furcht dieses räthselhaften Wesens nur noch zu steigern.

Der Tag begann jetzt zu grauen und das Dämmerlicht reichte bis ziemlich auf die Fläche des Bodens herab.

Uebrigens ward auch der Unbekannte, den man, so lange er im Schatten des Gebüsches lag, kaum gesehen, seitdem er aufgestanden war und sich bewegte, ziemlich deutlich sichtbar.

Es war ein junger Mann von mittlerem Wuchs und schlankem Körperbau. Dabei aber lag in seinen Bewegungen etwas außerordentlich Unbeholfenes und sein Gang verrieth eine geradezu unbegreifliche Unerfahrenheit.

Seine Füße blieben, als ob sie Schmerz empfänden, an einander hängen, seine Beine schienen bei jedem Schritt unter der Last seines Körpers zu knicken und nachdem er einige Secunden lang gelaufen war, stürzte er plötzlich mit einem lauten Schmerzensschrei nieder.

Cartier eilte hinzu, um ihm beizustehen, schon aber versuchte der Unbekannte mit Mühe, sich aufzuraffen, und als der Fabricant ihn angriff, fühlte er, daß er an allen Gliedern zitterte.

„Beruhigt Euch, lieber Freund," sagte er ohne Zorn zu ihm. „Ich habe nicht die Absicht, Euch etwas zu Leide zu thun. Seid Ihr nicht verwundet?"

Der junge Mann ließ wieder einige Töne einer Kinderstimme, die mit seiner Körpergröße seltsam

contrastirte, hören, aber immer ohne ein einziges verständliches Wort hervorzubringen.

Cartier forderte ihn durch eine Geberde auf, sich auf den Rasen am Rande des Straßengrabens zu setzen, und er gehorchte sofort.

Der Fabricant blieb vor dem sonderbaren Menschen stehen und konnte ihn nun genau in Augenschein nehmen.

Er schien etwa zwanzig Jahre zu zählen; wenn man ihn aber genauer ansah, so konnte man ihn für noch einige Jahre älter halten. Seine Gesichtsfarbe war bleich und seine Züge waren so zart wie die eines Mädchens.

Ein blonder, erst im Entstehen begriffener Bart beschattete den untern Theil des Gesichtes, welches schön und regelmäßig war.

Seine großen blauen Augen hatten einen sanften, obschon in diesem Augenblicke scheuen Ausdruck und seine Hand, welche Cartier ergriffen, um ihn zu stützen, war weiß, weich und glatt wie die eines Mädchens.

Auch sein Costüm hatte mancherlei Auffallendes. Es schien völlig neu zu sein und zum ersten Mal getragen zu werden. Es bestand in einem Rocke und Beinkleidern von feinem Tuche, einer seidenen Weste und untadelhafter weißer Wäsche.

Eine zierliche Mütze, so wie man sie damals zu tragen pflegte, bedeckte den Kopf des Unbekannten, dessen Haupthaar voll und seidenweich war.

An den Füßen trug er leichte Schuhe, welche trotz ihrer Weichheit ihn sehr zu geniren schienen, denn er

legte, während er so dasaß, mehrmals mit dem Ausdrucke des Schmerzes die Hand an die Füße.

Die Anwesenheit dieses jungen Mannes an diesem Orte, zu dieser Stunde und in diesem zierlichen Anzuge war eine so außerordentliche Thatsache, daß der Fabricant nicht wußte, was er denken sollte.

Die Ueberraschungen waren, aber für ihn noch nicht zu Ende.

Der Unbekannte hatte sich seinerseits beruhigt und heftete seinen gutmüthigen Blick auf Cartier. Er schwieg, sein Mund verzog sich zu einem Lächeln und ein Ausdruck von Zufriedenheit spiegelte sich in seinen zarten Zügen.

Ohne Zweifel war Cartier's Nähe ihm angenehm und er streckte mehrmals und schüchtern die Hand aus, wie um seine Kleider zu berühren.

Endlich ließ er ein seltsames Gelächter hören und sagte mit seiner Kinderstimme, diesmal aber ganz deutlich:

„Hier ist zu essen und zu trinken. Sei nur immer hübsch artig!“

Als Cartier diese Worte hörte, neigte er sich näher zu dem jungen Manne, um sich zu überzeugen, daß derselbe nicht scherze. Der Unbekannte hörte nicht auf zu lachen, augenscheinlich aber verstand er den eigentlichen Sinn dessen, was er soeben gesagt, selbst nicht.

„Mein Himmel!“ rief Cartier bestürzt, „es ist ein armer Blödsinniger, dem ich da begegnet bin.“

„. . . . . da begegnet bin!“ sagte der Unbe-

bekannte nach Art kleiner Kinder, welche die letzten Worte eines gehörten Redesatzes zu wiederholen pflegen.

Cartier fragte sich, ob er nicht das Opfer einer Mystification sei, und während er fortfuhr, den jungen Mann mißtrauisch zu beobachten, schien dieser ihm etwas Angenehmes sagen zu wollen und hob mit liebkosendem Ausdruck wieder an:

„Heute ist Festtag. Heute müssen wir uns schön putzen und andere Kleider anziehen."

Nachdem er diese Worte, die für ihn ebensowenig als die vorigen einen klaren Sinn zu haben schienen, gesprochen, ahmte er das Krähen des Hahnes, dann das Gackern der Hühner mit einem gewissen Grad von Virtuosität nach und schloß mit einem lauten Gelächter.

„Es ist wirklich ein armer Blödsinniger!" rief Cartier mit dem Ausdruck des Mitleids.

„... Armer Blödsinniger!" wiederholte der junge Mann in demselben Tone.

Er schien sich jedoch zu wundern, daß seine Absicht nicht besser verstanden ward, und als er sah, daß Cartier ein wenig zurücktrat, gewann sein Gesicht den Ausdruck der Beschämung und als ob die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen ihn betrübte.

Baptist, der sich wunderte, seinen Herrn nicht wiederkommen zu sehen, hatte das Pferd an einen Baum gebunden und gesellte sich nun zu Cartier, der ihm mit zwei Worten sagte, um was es sich handelte.

Das Hinzukommen dieser dritten Person schien den

räthselhaften jungen Mann weder zu erschrecken, noch ihm zu mißfallen.

Im Gegentheil, er betrachtete Baptist, der ebenfalls ein schöner junger Mann war, mit wohlwollender Miene, lächelte ihn an und seine Augen glänzten vor naiver Freude.

Hätte er gewußt, wie man Zuneigung zu erkennen gibt, so hätte er ihm sicherlich die Hand geboten und ein freundliches Wort an ihn gerichtet.

Baptist dagegen schien nicht von den besten Gesinnungen gegen den jungen Unbekannten beseelt zu sein, denn er sagte in ziemlich rauhen Tone zu ihm:

„So hält man die Leute nicht zum Besten, Herr! Wer sind Sie? Wie heißen Sie? Wo kommen Sie her?"

Der Klang der menschlichen Stimme schien für den jungen Mann einen großen Reiz zu haben. Er hörte daher mit sichtlichem Wohlgefallen die Fragen, die man an ihn richtetete, an, gab aber weiter keine Antwort, als daß er seiner Gewohnheit gemäß die letzte Silbe wiederholte.

Vergebens wandten Cartier und Baptist alle nur erdenklichen Mittel an, um etwas aus ihm herauszubringen. Sie hörten weiter nichts als Worte ohne Zusammenhang oder blödsinniges Gelächter.

Sie gaben daher endlich dieses Verhör auf, um so mehr, als der Unbekannte seit einigen Secunden großes Mißbehagen und empfindliche Schmerzen zu empfinden schien.

Es ward nämlich jetzt immer rascher Tag und der

Himmel begann vom Glanz der aufgehenden Sonne zu strahlen.

Dieser Glanz war dem ohne Zweifel an nur schwaches Licht gewöhnten Gesicht des jungen Mannes unerträglich und er hielt sich, indem er ein schmerzliches Wimmern ausstieß, die Hand vor die Augen.

„Dieser junge Mensch ist ein förmliches Räthsel," sagte der Fabricant nachdenklich. „Zuweilen fühle ich mich versucht, ihn für einen Betrüger zu halten; dennoch finde ich so viel Natürliches an ihm, daß ich ihn nicht für fähig halten kann, eine eingelernte Rolle zu spielen. Er ist anständig gekleidet. Ganz gewiß ist er eins jener blödsinnigen oder doch beinahe blödsinnigen Kinder, die man hier und da in guten Familien antrifft und die man so viel als möglich verborgen hält, um ihren Zustand nicht zum Schauspiel werden zu lassen. Wahrscheinlich ist er aus einem Schloß oder aus einem Dorf der Umgegend entschlüpft und weiß nun nicht, was er mit seiner Freiheit beginnen soll."

„Erlauben Sie, Herr Cartier," sagte Baptist, „weither kann er nicht kommen, auch kann er noch nicht lange hier an dieser Stelle sein. Seine Schuhe sind ganz trocken, folglich ist er nicht im Thau gegangen. Auf der Chaussée kann er auch nicht gegangen sein, denn dann wäre er mit Staub bedeckt. Die Sohlen seiner Schuhe haben noch nicht einmal die Politur verloren und wir haben soeben selbst gesehen, daß er nicht fest auf den Füßen ist."

„Nun und was schließt Du daraus, Baptist?"

„Weiter nichts, Herr Cartier, als daß dieser blöd-

sinnige Mensch hierher vor die Thore der Stadt getragen worden ist, wie man mit den Kindern zu thun pflegt, die man loszuwerden wünscht."

„Du hast vielleicht Recht; aber dann hätte man ja an dem armen Unglücklichen eine abscheuliche That begangen. Ich bleibe daher lieber bei meiner ersten Vermuthung stehen. Es ist ein Blödsinniger, der aus dem väterlichen Hause entlaufen ist, und ganz gewiß, so bald man sein Verschwinden bemerkt, von seiner Familie reclamirt werden wird."

„Und was beschließen Sie dann, Herr Cartier? Wir fahren jetzt in einer vermuthlich sehr dringenden und wichtigen Angelegenheit nach Saint-Abdon. Das Beste wird daher sein, unsere Reise fortzusetzen und diesen armen Teufel der Obhut Gottes zu überlassen. Es ist nun Tag und irgend ein Vorüberkommender, der weniger Eile hat, als wir —"

„Dieser harmlose Unglückliche," unterbrach Cartier seinen Diener, „flößt mir lebhaftes Mitleid ein. Wenn wir ihn verlassen, so fürchte ich, daß er unter die Wagen und Pferde hineingeräth, welche diese Straße nun bald in großer Menge befahren werden."

Während dieses Gespräches hatte der Fabricant und Baptist sich von dem Unbekannten entfernt; dieser näherte sich mit wankendem Tritt, während er die Hände immer noch über die Augen hielt.

Ohne Zweifel konnte er nicht begreifen, um was es sich zwischen Herrn und Diener handelte; sei es nun aber, daß er jenem Geselligkeitstrieb gehorchte, von welchem er schon Beweise gegeben, oder sei es, daß er trotz

der Schwäche seines Verstandes auf Cartiers Gesicht ein Gefühl wahrgenommen hatte, welches ihn angezogen, kurz er faßte den Fabricanten beim Schoße seines Rockes, betrachtete ihn mit seinen großen, blauen, melancholischen Augen und lächelte ihn liebevoll und zutraulich an.

Diese so einfache Geberde machte Josefs Zögern ein Ende.

„In der That, mein armer Junge," sagte er, „ich habe nicht den Muth, Dich zu verlassen und wenn man mein Mitleid vielleicht lächerlich findet, so kann ich mir weiter nicht helfen. Höre, Baptist," fuhr er zu seinem Diener gewendet fort, „wir wollen diesen jungen Mann in den Wagen steigen lassen und nach dem Buisson Blanc zurückfahren. Dort werde ich ihn meinem Schwiegervater und Dominique anvertrauen. Diese werden ihn in ihre Obhut nehmen, während wir uns nach Saint-Abdon begeben. Heute Abend bei unserer Rückkehr werden wir ohne Zweifel erfahren, daß er von seiner Familie reclamirt worden ist. Sollte dies nicht der Fall sein, so werden wir dann sehen, was weiter zu thun ist."

Baptist zuckte die Achseln, dennoch aber wagte er nicht, seinem Herrn zu widersprechen, sondern ging das Pferd loszubinden.

Es kostete Cartier keine große Mühe, den Unbekannten zu bewegen, ihm bis zu der Stelle zu folgen, wo der Wagen stand.

Der arme Blödsinnige schien sich ihm zu überlassen, wie ein Hund, der seinen Herrn verloren hat, sich

auch dem ersten Besten überläßt, der sich seiner annimmt.

Er ließ sich gutwillig führen, ging aber nur langsam und indem er die Augen, welchen das helle Licht wehe that, immer gesenkt und halb geschlossen hielt.

Schwieriger war es, ihn zu bewegen, in den Wagen zu steigen. Er schien noch nie einen Wagen gesehen zu haben und den Gebrauch desselben ebensowenig zu kennen, wie den des Trittes.

Trotz seines offenbaren guten Willens begriff er nicht, was man von ihm wollte, und seine neuen Freunde wendeten Worte und Geberden vergebens auf.

Während er sich bemühte, ihre Absicht zu errathen, vergaß er, die Hand über die Augen zu halten, und wendete sich mechanisch nach Osten zu.

In demselben Augenblick erschien die Sonne, nachdem sie die Gipfel der fernen Alpen vergoldet, selbst über dem Horizont und der feurige Pfeil ihres Glanzes traf, plötzlich den Morgennebel durchschneidend, den jungen Mann mitten in's Gesicht.

Die Wirkung war eben so schnell als furchtbar.

Der Unbekannte stieß einen Schmerzensruf aus, als ob ihn eine Kugel getroffen hätte, dann drehte er sich um sich selbst und wäre niedergestürzt, wenn Cartier ihn nicht in seinen Armen aufgefangen hätte.

Baptist wußte nicht, wie er sich dies erklären sollte, Cartier aber rief:

„Mein Gott! Wäre es möglich, daß dieser Unglückliche noch nie die Sonne gesehen hat!"

Diese Vermuthung, welche sich später als ganz

richtig herausstellte, steigerte noch das Interesse, welches der Fabricant an dem Unbekannten nahm.

Mit Baptist's Hilfe setzte er den jungen Mann, der immer noch ohne Bewußtsein war, in den Wagen, stieg dann selbst ein und hielt ihn vorsichtig, während der Diener sich der Zügel bemächtigte und das Pferd wieder nach dem Buisson Blanc zurücklenkte.

Es dauerte nicht lange, so kam der junge Mann wieder zur Besinnung. Kaum aber hatte er die Augen aufgeschlagen, so schloß er sie wieder und versank in seine Erstarrung zurück.

Augenscheinlich überließ er sich in Folge des furchtbaren Eindrucks, den er empfunden, von tausend noch ungekannten Empfindungen bestürmt, und weil er sich von einer schwindelnden Bewegung fortgerissen fühlte, der neuen Kraft, die ihn beherrschte, ohne Widerstand.

Die Fahrt dauerte übrigens nicht lange.

Schon nach wenigen Minuten hatte man den Hof des Buisson Blanc erreicht und man machte an einer Stelle Halt, wo einige hohe Nußbäume dichten Schatten verbreiteten.

Man mußte den Unbekannten auch aus dem Wagen heben, dann führte ihn Cartier, indem er ihn fest am Arme hielt, denn er taumelte wie ein Betrunkener, in ein Parterrezimmer, wo die geschlossenen Jalousien nur ein gedämpftes Licht hereinfallen ließen. Hier ließ er ihn auf einem Stuhle Platz nehmen.

Morin und Dominique waren trotz der noch frühen Stunde auf den Füßen und wollten eben das Haus verlassen, um einen Spaziergang zu machen. Das Ge-

räusch des Wagens, der so kurze Zeit nach der Abfahrt schon wieder zurückkam, hatte andererseits die Damen auf die Vermuthung gebracht, daß ein Unfall geschehen sei, und sie beeilten sich in ihren Morgengewändern aus ihren Schlafzimmern herunterzukommen.

Auf diese Weise sah sich bald die ganze Familie um den Unbekannten herum versammelt.

Er legte zuweilen noch die Hand an die Stirne; da das Halbdunkel des Zimmers ihm aber wohlthätig zu sein schien, so war er wieder aufmerksam auf das geworden, was vorging.

Seine Züge verriethen abwechselnd Erstaunen, Bewunderung, Vergnügen und Furcht. Es war, als hielte er sich für das Spielwerk eines Traumes und als hätte selbst seine Phantasie ihm niemals die seltsamen Gegenstände gezeigt, die er in diesem Augenblicke sah.

Cartier erzählte, wie er den unglücklichen, jungen Menschen gefunden, und setzte die Gründe auseinander, aus welchen er vermuthete, daß man ihn bald reclamiren würde.

Die Damen lobten Cartier wegen seiner Handlungsweise, denn die melancholische Miene des jungen Mannes, seine großen, blauen, verwunderten Augen, seine Blässe und seine Schwäche erweckten ihre Sympathie.

Dominique beobachtete den Unbekannten! Morin aber warf den Kopf empor und sagte:

„Es steht Dir natürlich frei, zu handeln, wie Du es für gut findest, mein lieber Josef, und in Dein Haus zu bringen, wen es Dir beliebt. Dennoch aber ist

es leicht möglich, daß Dich ein geschickter Komödiant hinter's Licht geführt hat."

Clarisse und Emilie bestritten dies sofort und Dominique sagte seinerseits:

„Ich muß mir, mein geehrter Herr Morin, die Freiheit nehmen, nicht Ihrer Ansicht zu sein. Dieser arme Knabe hat nicht die Absicht, Jemand zu täuschen. Ob er wahnsinnig oder blödsinnig ist, weiß ich nicht, augenscheinlich aber steckt in ihm etwas Außerordentliches. Ich fürchte, er ist das Opfer irgend eines unbekannten Verbrechens, und wenn Sie ihm hier eine Zufluchtsstätte einräumen, so ist es leicht möglich, daß Sie sich in eine Angelegenheit verwickeln, deren Ausgang nicht vorherzusehen ist."

„Daran habe ich auch schon gedacht," antwortete Cartier. „Konnte ich ihn denn aber allen Unfällen ausgesetzt auf der Straße liegen lassen?"

„Nein! nein! Du hast es so ganz recht gemacht, Josef!" rief Emilie. „Wenn es sich um eine Frage der Humanität handelt, darf man niemals zögern."

„Josef ist sehr gut!" setzte Clarisse hinzu.

„Wie ein Vagabund sieht der junge Mann allerdings nicht aus, das gebe ich zu," hob Morin wieder an. „Ich wette aber, wenn wir ihn bei uns aufnehmen, so wird man sich nicht beeilen, ihn zu reclamiren."

„In dieser Beziehung theile ich Ihre Meinung, Herr Morin," sagte Dominique. „Ich glaube, daß er nicht, wie man vermuthet, aus dem väterlichen Hause entlaufen ist. Wahrscheinlich ist, daß man ihn an der Stelle, wo Herr Cartier ihn gefunden, ausgesetzt hat.

Haben Sie sich aber noch nicht überzeugt, ob er vielleicht Papiere bei sich hat, welche irgend welchen Aufschluß über ihn geben? Was sehe ich denn hier in der Tasche seiner Weste?"

Mit diesen Worten zeigte Dominique auf einen Brief, der halb aus der Tasche des Unbekannten herausragte und welcher absichtlich so hineingesteckt worden zu sein schien.

Cartier näherte sich seinem Schützling und zeigte auf das Papier, indem er den Wunsch zu erkennen gab, es näher anzusehen.

Der junge Mann schien, wie gewöhnlich, nicht zu wissen, was man von ihm wollte, und als der Fabricant nach einigem Zögern ihm sanft den Brief aus der Tasche zog, schien er darüber weder erfreut noch unzufrieden zu sein.

Alles drängte sich um Cartier, in der Hoffnung, endlich die Lösung des Räthsels zu hören.

Der Brief war nicht versiegelt und hatte eine Adresse, die schon an und für sich geeignet war, Neugier zu erwecken.

Die Adresse war nämlich nicht mit der Hand geschrieben, sondern aus Worten zusammengesetzt, die man aus einem Buche geschnitten und hinter einander auf das Couvert aufgeklebt hatte. Sie lautete:

„An die mitleidige Person, die mir begegnet und sich mit meinem Schicksal befassen wird."

Cartier beeilte sich, den Brief zu öffnen, dessen

einzelne Wörter ebenfalls aus einem Buche ausgeschnitten waren, und las laut:

„Ich heiße Wilhelm von Lyon. Getauft bin ich. Man suche nicht zu erfahren, wer ich bin, denn man würde mich dadurch in großes Unglück bringen. In meiner Tasche wird man eine Rolle von hundert Goldstücken finden, welche zur Entschädigung für die Person bestimmt sind, die sich meiner annehmen wird."

Dieser Brief hatte, wie man sich leicht denken kann, weder Datum noch Unterschrift. Er ging von Hand zu Hand und versetzte die sämmtlichen Anwesenden in das größte Erstaunen.

Nur Wilhelm, wie wir ihn sofort nennen wollen, verhielt sich gleichgültig und blieb dies auch, als Cartier sich ihm wieder näherte, um zu sehen, was sich vielleicht noch in seinen Taschen befände.

Es ergab sich, daß er keine Papiere weiter bei sich hatte, sondern bloß ein kleines, ziemlich schweres Packet. Als man dasselbe öffnete, fand man die erwähnten hundert Goldstücke darin.

Die Anwesenden erlangten auf diese Weise die Gewißheit, daß der junge Mann kein Bettler war, sondern daß er vielmehr allem Anscheine nach einer reichen Familie angehörte, und ihr Interesse an ihm verdoppelte sich.

Morin jedoch blieb bei seinen Befürchtungen.

„Mir", sagte er, „kommt die ganze Sache höchst verdächtig vor und wir müssen uns wohl bedenken, ehe wir der Eingebung unseres Herzens Gehör schenken. Dieser Name „Wilhelm von Lyon" ist ohne Zweifel ein

beigelegter und beweist höchstens, daß dieser junge Mann von Lyon kommt."

„Darauf kommt weiter nicht viel an," sagte Cartier. „Was sollen wir aber thun? Es wäre grausam, wenn wir den armen Knaben wieder an die Landstraße zurückführen wollten, wo wir ihn gefunden und wo das Geld, welches er besitzt, irgend einen Landstreicher verlocken könnte —"

„Nein, verlassen dürfen wir ihn nicht," sagte Madame Emilie in bestimmtem Tone. „Was sollte aus ihm werden, wenn wir uns nicht seiner annehmen? Seine Familie scheint ihn zu verleugnen. Warum? Das wissen wir nicht. Mag er nun aber wahnsinnig oder blödsinnig oder sonst etwas sein, so verdient er schon um seiner selbst willen unser Mitleid. Seht nur, wie schwach er ist! Er zittert an allen Gliedern; sein Kopf sinkt auf die Brust herab. Vielleicht hat er Hunger — Mein Gott! Wenn er wirklich Hunger hätte."

Clarisse eilte, dem Wunsche ihrer Schwester zuvorkommend, nach dem Büffet und brachte aus demselben Brod, Wein, Kuchen und Früchte herbei, welche sie vor Wilhelm auf den Tisch ausbreitete.

Der junge Mann schien sich anfangs mehr mit der anmuthigen Helferin als mit den Gegenständen, welche sie herbeitrug, zu beschäftigen und naive Bewunderung spiegelte sich in seinen melancholischen Augen.

Die Forderungen der Natur behielten jedoch zuletzt die Oberhand. Er ergriff ein Stück Brod und begann gierig zu essen. Ebenso nahm er ein Glas Wasser und eine schöne Pfirsiche an, die man ihm bot.

Was den Wein, den Kuchen und die anderen, gewählteren Lebensmittel betraf, so wies er sie zurück und schien nicht einmal zu wissen, daß man sie genießen könnte.

„Ach," sagte Clarisse wehmüthig, „sein Unterhalt wird für die, welche sich seiner annehmen, nicht sehr kostspielig sein."

Während Wilhelm seine frugale Mahlzeit zu sich nahm, fuhr man fort, in dem Familienrath die Frage zu erörtern, was man mit ihm anzufangen habe.

„Auf jeden Fall," sagte endlich Cartier, „werden wir diesen jungen Mann einige Tege oder wenigstens bis morgen behalten. Vielleicht gelingt es uns, bis dahin uns einigen Aufschluß über seine Verwandten zu verschaffen. Da ich für meine Person nun aber unverweilt wieder nach Saint-Abdon abreisen muß, so wird dieser arme Blödsinnige, dessen Charakter und Gewohnheiten mir unbekannt sind, diesen Tag über Euch zur Last fallen."

„Wenn Sie mir erlauben, Herr Cartier," sagte Dominique eifrig, „so werde ich in Ihrer Abwesenheit seine Ueberwachung übernehmen. Er scheint sehr fügsam zu sein und würde ohne Zweifel nicht einmal die nöthige Kraft haben, um bösartig zu sein. Zu meinem Zimmer gehört ein großes, etwas dunkles Cabinet, in welchem mein Freund Rebutin schläft, wenn er mich besucht. Dieses Cabinet werde ich Herrn Wilhelm zur Wohnung anweisen und werde für alle seine Bedürfnisse sorgen; ich werde seine ganze Art und Weise studiren und ermitteln, in wie weit man auf seine

Intelligenz rechnen kann. Heute Abend oder morgen, wenn Sie von Ihrer Reise zurückkommen, wird es vollauf Zeit sein, einen definitiven Entschluß zu fassen."

„So ist es!" sagte Cartier mit dem Ausdruck der Befriedigung. „Wohlan, Papa Dominique, da Sie sich dazu verstehen, sich mit diesem Unglücklichen zu befassen —"

„Dominique ist doch der beste Mensch, den es auf der Welt gibt!" rief Emilie.

„Es ist mein guter Papa Dominique!" setzte Clarisse hinzu, indem sie den alten Musterzeichner umarmte.

„Ich verdiene keinen Dank," entgegnete er. „Dieser arme Herr Wilhelm interessirt mich selbst in hohem Grade. Aber sehen Sie nur, wie müde er ist! Ohne Zweifel hat er vergangene Nacht nicht geschlafen."

„Nun dann, Papa Dominique," hob Cartier wieder an, „wollen wir uns beeilen, ihn in Ihrem Cabinet unterzubringen. Die Zeit drängt und ich sollte schon weit sein. Es würde auch räthlich sein, die Behörde in Kenntniß zu setzen, damit eine Untersuchung eingeleitet und ein Protokoll in authentischer Form über dieses Ereigniß aufgenommen werde. Doch wird es bei meiner Rückkunft auch noch Zeit sein, sich damit zu beschäftigen. Mittlerweile bitte ich meine liebe Emilie, diesen Brief und diese Rolle Gold einzuschließen, denn es muß beides der Behörde eingehändigt werden."

Dann näherte er sich Wilhelm, welcher sich allmälig von seiner Verwunderung zu erholen schien, und

sagte, indem er ihm die Hand bot, in sanftem Tone zu ihm:

„Kommen Sie, Herr Wilhelm."

„.... Herr Wilhelm," wiederholte der junge Mann.

Dabei aber rührte er sich nicht von der Stelle. Auch jetzt begriff er nicht, was man von ihm wollte, und selbst dieser Name schien für ihn neu zu sein.

Dennoch machten diese Worte, die ersten, die er seit seiner Ankunft in dem Landhause gesprochen, einen großen Eindruck auf Clarisse und sie rief hocherfreut:

„Da seht Ihr's! Er spricht!"

„.... Er spricht," wiederholte Wilhelm, indem er die Stimme und den Ausdruck des jungen Mädchens genau nachahmte.

Cartier und Dominique faßten ihn jeder bei einem Arm und zwangen ihn, sich zu erheben. Er folgte ihnen dann mit der Gelehrigkeit eines Kindes und man überzeugte sich nun, daß sein Gang, der im Freien so schwankend und unsicher gewesen, im Hause fest und sogar graziös war.

In dem Augenblicke, wo er das Zimmer verließ, drehte er sich noch einmal herum, sah Clarisse an und stieß einen schmerzlichen Seufzer aus.

Dabei aber verrieth er durchaus keine Widerstandsgelüste, sondern schien an das Opfer seines Willens schon seit langer Zeit gewöhnt zu sein.

Dominique hatte bemerkt, daß es Wilhelm schwer ankam, sich von Clarisse zu entfernen.

„Das ist Instinct," sagte er lachend zu Cartier.

„Ich wollte darauf schwören, daß dieser arme Knabe bis heute noch nie ein weibliches Wesen gesehen hat.“

„Das kann wohl sein, mein lieber Dominique, wir haben es aber mit einem echten Wilden zu thun, dessen Gegenwart für die Bewohner des Hauses mit zahlreichen Uebelständen verknüpft sein würde, wenn Sie ihn nicht unter Ihre specielle Aufsicht und Leitung nehmen. Ich verlasse mich auf Sie.“

Man führte Wilhelm in das Zimmer, welches er bewohnen sollte. Dasselbe war bescheiden, obschon bequem möblirt. Ein einziges Fenster erleuchtete es; da dieses Fenster aber auf den Garten ging, so ward es durch Bäume beschattet und war überdies mit Gardinen und Jalousieen versehen.

Dieses Halbdunkel mußte für Wilhelm sehr wohlthätig sein und kaum war er hier eingetreten, so sank er auf einen Stuhl nieder.

Seine Kräfte schienen ebenso wie sein Muth vollständig erschöpft zu sein.

Zehntes Capitel.

Das Ende des bösen Reichen.

Einige Augenblicke später saß Josef Cartier wieder in seinem Wagen und schlug auf's Neue den Weg nach Saint-Abdon ein.

Es galt, die verlorene Zeit wieder einzubringen, und er nahm sich vor, Turlurette nicht zu schonen.

Als er aber die Stelle erreichte, wo man Wil-

helm gefunden, konnte er doch nicht dem Wunsche widerstehen, Halt zu machen, um zu sehen, ob sich vielleicht noch etwas, was über den Unbekannten Aufschluß geben könnte, auffinden ließe.

Er gab daher Baptist die Zügel, sprang aus dem Wagen und lenkte seine Schritte nach dem Gebüsch, in dessen Nähe man den räthselhaften jungen Mann zuerst gesehen.

Die Straße war, wie zu dieser Jahreszeit gewöhnlich, mit Staub bedeckt, an den Rändern aber, neben den vorschriftsmäßig aufgesetzten Kieselpyramiden, wuchs dünnes Gras und auf diesem von dem Thau noch feuchten Gras bemerkte Cartier tiefe Spuren, als ob ein Pferd hier gestanden hätte.

Eine Spur von Rädern, woraus man hätte schließen können, daß dieses Pferd an einen Wagen gespannt gewesen sei, war nicht zu sehen, und es stand daher zu vermuthen, daß ein Reiter darauf gesessen hatte.

Ueberdies zeigten diese Spuren nicht nach der Stadt, sondern nach einem in der entgegengesetzten Richtung gelegenen kleinen Flecken und gingen über das Gebüsch hinaus.

Das Pferd schien hier einige Augenblicke mit seinen Hufen auf dem Boden herumgestampft, dann sich wieder herumgedreht und denselben Weg zurückgenommen zu haben.

Cartier rief Baptist und machte ihn auf alle diese Umstände aufmerksam, um sich später auf sein Zeugniß berufen zu können.

Als Baptist seinen Blick ebenfalls forschend um=

herschweifen ließ, gewahrte er auf der Erde einen ganz neuen Riemen, der ohne Zweifel, als man Halt gemacht hatte, heruntergefallen und in der Dunkelheit nicht wiedergefunden worden war.

Der Fabricant bemächtigte sich dieses Gegenstandes, denn derselbe konnte für erfahrene, scharfsinnige Beamte ein wesentliches Indicium sein.

Dann und da man weiter nichts bemerkte, was die Aufmerksamkeit hätte fesseln können, stieg er wieder in den Wagen und setzte die Reise weiter fort:

„Nun," sagte Cartier, „ist bewiesen, daß dieser junge Mann nicht, wie man glauben machen will, von Lyon kommt. Er ist zu Pferde hinter Jemand anderem sitzend angelangt, der, nachdem er ihn am Rande der Straße abgesetzt, auf's Schnellste wieder umgekehrt ist. Der Riemen hat ohne Zweifel dazu gedient, Wilhelm an den Reiter zu fesseln, sei es um einem Fluchtversuch vorzubeugen, sei es — und dies ist das Wahrscheinlichere — um ihn während des raschen Rittes im Gleichgewichte zu erhalten. Die Polizei und Justiz wird jedoch alle diese Geheimnisse aufzuklären wissen. Denken wir weiter nicht daran."

Trotz diesem Entschlusse aber blieb Cartier während der ganzen noch übrigen Fahrt nachdenklich und träumerisch.

Zwei Stunden Zeit genügten, um ihn das Dorf Saint-Abdon erreichen zu lassen.

Er machte an dem Gasthof zur „Königlichen Post" Halt.

Hier gedachte er den Wagen zu lassen und da

seine Verwandtschaft mit Maubac bekannt war, so setzte seine Ankunft unter den gegenwärtigen Umständen das ganze Dorf in Aufruhr.

Rupert, der alte Gastwirth, kam sogleich herbeigeeilt, um ihn zu empfangen.

„Herr Rupert," fragte Cartier hastig, sobald er ausgestiegen war, „können Sie mir sagen, wie es mit meinem Onkel geht?"

„Hm, Herr Cartier, es geht nicht gut. Nicht als ob es ihm an Leuten fehlte, denn in diesem Augenblick sind der Arzt, der Notar und der Pfarrer bei ihm — also alle vier Facultäten, obschon richtig gezählt, nur drei herauskommen."

Und Rupert lachte über seinen eigenen Witz, was eben keine lebhafte Sympathie für seinen reichen Nachbar verrieth.

„Der Kranke liegt also, wie man mir gesagt hat, in den letzten Zügen?"

„Wenn man Ihnen das gesagt hat, so wird es wohl auch so sein. Wollen Sie aber, ehe Sie nach der Priorei hinaufgehen, nicht erst etwas genießen? Ohne Jemand beleidigen zu wollen, kann man wohl sagen, daß das Haus Maubac kein sehr gastfreies ist und seine Küche hat niemals in sonderlich gutem Rufe gestanden. Uebrigens können Sie vielleicht auch oben lange warten müssen und Sie werden wohlthun, sich in dieser Beziehung vorzusehen."

Diese Worte erinnerten Cartier, daß er noch nicht gefrühstückt hatte, und während er rasch einige Bissen

zu sich nahm, versuchte er den Gastwirth fernerweit über das auszufragen, was bei Maubac vorginge.

Rupert wich aber diesen Fragen aus und sagte endlich:

„Sehen Sie, Herr Cartier, es ist noch nicht an der Zeit, sich über gewisse Nachbarn frei auszusprechen. Es wird aber ein Augenblick kommen, und dieser Augenblick ist nicht mehr fern, wo die Zungen sich freien Spielraum gestatten können. Dann werden sie rascher und weiter gehen, als man ohne Zweifel wünscht."

Cartier beharrte nicht weiter auf seinen Fragen und nachdem er Baptist befohlen, sich für jedes Ereigniß bereit zu halten, ging er allein und zu Fuße nach der alten Priorei hinauf.

So wie er sich derselben näherte, sah er an gewissen Symptomen, daß eine große Veränderung bevorstand.

Die Thüre des Kreuzganges stand weit offen und in dem Hofe trieben sich Fuhrleute, Knechte und Magazinsdiener umher, anstatt bei ihrer gewohnten Arbeit zu sein.

Eben so war die kleine Thüre, welche in das Comptoir und von da in Maubac's Privatcabinet führte, allen Kommenden geöffnet, und in diesem Comptoir, wo so viele arme Teufel vergebens um Mitleid gefleht, wo so viele unglückliche Schuldner ihren letzten Thaler geopfert, sah man jetzt eine zahlreiche Versammlung von Klatschschwestern, welche unter dem Vorwande, ihre Dienste anzubieten, an weiter nichts dachten, als ihre Neugier zu befriedigen.

Die Präsidentin dieses weiblichen Clubs war unsere alte Bekannte Leonarde, die jetzt die Frau Jerome's, des Großknechts, geworden war.

Martha Bringas war vor zwei Jahren plötzlich gestorben und seit dieser Zeit hatte Leonarde in der Küche und im Haus die Oberaufsicht geführt, ebenso wie ihr Mann dasselbe Amt in Bezug auf die Magazine und Speicher bekleidet hatte.

Bringas war ihr nicht hold; da man aber einmal genöthigt war, den innern Dienst einer Frau anzuvertrauen, so hatte er zu seinem Herrn gesagt:

„Diese Leonarde haßt uns ohne Zweifel, uns haßt aber einmal alle Welt. Es ist daher gleich, ob wir diese oder eine Andere nehmen, oder vielmehr es ist besser, wir behalten diese, denn sie weiß Mancherlei und ihr eigenes Interesse wird sie bestimmen, zu schweigen. Uebrigens werde ich sie auch scharf im Auge behalten.“

Als Josef Cartier eintrat, unterbrach sich Leonarde, die vielleicht eben nicht im Begriffe stand, dem Kranken eine Lobrede zu halten, verlegen mitten in ihren Worten. Sie faßte sich jedoch sofort wieder, ging dem Fabricanten entgegen und sagte, nachdem sie ihn höflich begrüßt:

„Ah, da kommt der Neffe unseres Herrn! Das lasse ich mir gefallen! Alle Welt fragte sich: „Werden es denn seine Verwandten über's Herz bringen können, ihn so sterben zu lassen?“

„Ich habe es erst gestern Abend erfahren, Leonarde; führt mich zu meinem Onkel.“

„Es geht sehr schlecht mit ihm und er nimmt

keine Besuche an. Im Speisezimmer sitzen schon der Herr Pfarrer, der Notar Laugerot und der Doctor Dutreix; der Herr will sie aber nicht sprechen."

„Vielleicht bin ich glücklicher. Meldet meinem Onkel meine Ankunft."

„Ich wage es nicht. Herr Bringas, der, nachdem er einen Theil der Nacht abwesend gewesen, soeben wieder nach Hause zurückgekommen, ist in diesem Augenblicke bei ihm. Er hat die strengste Weisung gegeben."

„Bei jeder andern Gelegenheit," antwortete Cartier ironisch, „würde ich mich der Autorität des Herrn Bringas unterwerfen, heute aber ist es mir unmöglich. Ich komme nicht blos in meinem Namen hierher, sondern auch in dem der Kinder Maubac's."

Die andern anwesenden Frauenzimmer machten Leonarde bemerklich, daß es vielleicht gefährlich sein würde, einem nahen Verwandten Maubac's nicht zu gehorchen.

„Nun gut denn!" sagte Leonarde entschlossen. „Gehen Sie in das Zimmer, in welchem sich die andern Herren befinden. Ich werde gehen und Sie bei dem Herrn melden, wenn mich Herr Bringas auch verschlingen wollte. Sein Regiment ist übrigens zu Ende und ich fürchte mich vor seinen wüthenden Blicken nicht mehr!"

Und sie führte den Fabricanten in das Speisezimmer, dann lenkte sie ihre Schritte eiligst nach dem Zimmer ihres Gebieters.

Cartier war den bereits wartenden Personen bekannt.

Es war, wie wir schon wissen, erstens der Pfarrer des Dorfes, ein gutmüthiger, alter Priester, der dem Herrn des Hauses nicht viel Rühmliches nachzusagen wußte und der sich selbst wundern mochte, daß er sich bei einem Manne sah, welcher mehrere Kirchengüter auf schlaue Weise an sich zu bringen gewußt hatte; zweitens der Notar Laugerot, der heute blässer, trauriger und schüchterner aussah als je, und endlich der Doctor Dutreix, ein Landarzt aus der Umgegend, welcher Maubac schon seit vielen Jahren in der Behandlung hatte.

Alle kamen Cartier entgegen, drückten ihm die Hand und der Pfarrer rief im Tone der Befriedigung:

„Sie, Herr, Cartier, werden sicherlich den Einfluß dieses Miethlings bekämpfen, der uns bei seinem Herrn nicht vorlassen will. Bringas, den man niemals in der Kirche gesehen, hat zur Zeit der Schreckensregierung bei den Unruhen in Lyon eine sehr schlimme Rolle gespielt und es wäre ihm ohne Zweifel nicht angenehm, seinen Herrn sich im letzten Augenblicke mit Gott aussöhnen zu sehen. Sie aber, Herr Cartier, Sie werden nicht wollen, daß Ihr Onkel sterbe, ohne die Tröstungen der Religion empfangen zu haben. Ich habe Grund zu glauben, daß er mit dem Himmel und seinem Gewissen eben so wenig im Frieden ist, als mit der Welt, und obschon er mich nicht gerufen hat, befiehlt mir doch meine Pflicht, ihm meinen Trost und mein Gebet anzubieten."

„Und mich," sagte Laugerot mit seiner krächzenden Stimme, „warum läßt Bringas mich hier warten? Maubac hat mir vielleicht wichtige Geheimnisse anzu-

vertrauen, oder er wünscht manches Unrecht, was er früher gethan, wieder gutzumachen. Bei mir hat er sein Testament niedergelegt, ich bin Vollstrecker desselben und es ist daher unbegreiflich, wie —"

„Ja," fiel der Arzt ihm in's Wort, „ist es nicht noch außerordentlicher, daß Bringas mir den Zutritt zu meinem Patienten verwehrt? Allerdings würde ich Maubac nicht mehr retten können, aber ich könnte ihm wenigstens Linderung verschaffen und die bevorstehende Krisis noch verzögern."

„O, was Sie betrifft, Doctor," sagte Cartier, „so sehe ich nicht ein, wer Sie zurückweisen könnte. Ihre Autorität ist, wie mir scheint, in dem vorliegenden Falle eine absolute."

„Ja, das ist gewiß, Herr Cartier, und ich könnte trotz Bringas und trotz aller Welt hineingehen — dies ist das Vorrecht des Arztes; wenn nun aber Maubac, dessen heftige Gemüthsart Sie kennen, einen Anfall von Zorn bekäme, würde ich dadurch nicht eine gewisse Verantwortlichkeit auf mich laden? Jetzt ist jedoch Maubac noch bei Bewußtsein und besitzt noch seine volle Willenskraft. Als ich vorhin in sein Zimmer treten wollte, besprach er sich eben mit diesem alten Fuchs von Bringas, der ihn nicht aus den Augen läßt, und er schickte mich sofort wieder hinaus und sagte, ich möchte warten, wenn ich Lust hätte."

Cartier hörte nachdenklich zu.

„Ohne Zweifel, meine Herren," sagte er, „werde ich auch nicht freundlicher empfangen werden als Sie.

dennoch aber bin ich es mir selbst schuldig, mich zu überzeugen —"

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und Leonarde steckte den Kopf herein.

„Kommen Sie, Herr Cartier," sagte sie. „Ihr Onkel will Sie sprechen. Bringas scheint ganz wüthend darüber zu sein."

Cartier erhob sich sofort.

„Herr Cartier," sagte der Pfarrer, „ich beschwöre Sie, fordern Sie ihn auf an sein Seelenheil zu denken."

„Sagen Sie ihm," setzte der Notar hinzu, „wenn noch einige letzte Verfügungen zu treffen wären, so stünde ich ihm zu Befehl."

„Und ermahnen Sie ihn, mich bald rufen zu lassen," bemerkte der Arzt, „denn es wird mit seinen Congestionen jedenfalls immer schlimmer."

Cartier versprach, zu thun, wie man von ihm begehrte, und verließ dann das Zimmer mit Leonarde, welche ihn in Maubac's Zimmer führte.

Dieses Zimmer war, wie wir wissen, schlecht erleuchtet und man sah kaum den Kranken in seinem großen Himmelbett mit Säulen, welches leicht das des Priors des Klosters gewesen sein konnte. Sein Gesicht war kreideweiß, auf's Aeußerste abgezehrt und die Augen sahen aus wie schon halb erloschen.

Bringas kam Cartier entgegen und sagte in gegedämpftem Tone zu ihm:

„Nöthigen Sie ihn nicht, viel zu sprechen, Herr Cartier, er ist zu matt."

„Ich werde schon sehen,“ entgegnete der Fabricant kurz.

Und während Bringas sich am andern Ende des Zimmers an's Fenster setzte, nahm Cartier selbst auf einem hölzernen Sessel zu Häupten des Bettes Platz.

Dann neigte er sich zu seinem Onkel und nannte sich, während er ihm die kraftlose, schon kalte Hand drückte.

„Ach, Du bist es, Josef!“ sagte der Kranke, dem eine Art Röcheln die Brust hob. „Du hast wohl daran gethan, zu kommen. Obschon Du mich sehr vernachlässigt hast, so bist Du doch ein braver Junge. Nun sehe ich doch noch wenigstens Jemanden von meiner Familie ehe — ehe es mit mir zu Ende geht.“

Cartier entgegnete, daß Maubac's Kinder ohne Zweifel sich ebenfalls beeilt haben würden, sich nach Saint-Abdon zu begeben, wenn ihnen der Zutritt zu dem väterlichen Hause nicht streng verboten worden wäre.

„Ja, das ist wahr,“ entgegnete der Kranke, „aber nun können sie kommen; nun fürchte ich sie nicht mehr. Ha, ha, ha! Nicht wahr, Bringas,“ setzte er mit schauerlichem, hohlem Gelächter hinzu, „nun fürchten wir sie nicht mehr?“

Bringas gab Cartier einen verstohlenen Wink, wie um anzudeuten, daß der Sterbende schon seinen Verstand nicht mehr beisammen habe.

Maubac hob wieder an:

„Doch, sie mögen immer bleiben, wo sie sind. Sie würden mir nur lästig werden. Dich, Josef, be-

auftrage ich, ihnen zu sagen, daß sie nichts unterlassen sollen, was unserem Namen Glanz geben kann. Ich wollte eine große Familie gründen und ich habe, um dies zu erreichen, Alles geopfert, ich, der Verworfene, ich, der — die Sache ist übrigens gut begonnen. Meine Tochter ist Herzogin, meine Söhne machen in Paris Aufsehen und dennoch fürchte ich — Wenn man nur in die Zukunft sehen könnte!"

Die Stimme versagte ihm und er schien ohnmächtig werden zu wollen.

Cartier nahm eine Tasse, die ein stärkendes Getränk zu enthalten schien, vom Tische und flößte den entfärbten Lippen des Kranken einige Tropfen ein.

Maubac schien dadurch wirklich ein wenig gekräftigt zu werden, und sagte mit einem Lächeln, dessen Ausdruck ein sehr seltsamer war.

„Ich danke Dir, Josef. Du handelst nicht aus Eigennutz, aber dennoch sollst Du für Deine Aufmerksamkeit belohnt werden. Ich habe Dir in meinem Testament ein schönes Legat ausgesetzt."

„Wie hätte ich das verdient, lieber Onkel! Ihre Kinder werden es nicht gern sehen."

„Gleichviel! Bin ich nicht Herr meines Vermögens? Du bist ja noch der einzige Repräsentant der Familie meiner ersten Frau und ich habe besondere Gründe — Uebrigens," setzte er hinzu, während seine Augen wie zum letzten Male aufleuchteten, „übrigens wird man Dein Legat nicht von meinem Theile, sondern von dem ihrigen nehmen. Ihr Theil besteht aus Außenständen, Renten, Grundstücken, Häusern und Gü-

tern. Es sind deren nicht eine geringe Anzahl. Sie können damit zufrieden sein und den Namen Maubac zu hohem Ansehen bringen. Meinen Theil aber bekommen sie nicht, wie denn überhaupt Niemand denselben bekommt; mein Theil," fuhr er mit einer Heftigkeit fort, die an Raserei grenzte, „mein Theil ist mein Gold. Man sagt, ich könnte es nicht mitnehmen; ich nehme es aber doch mit. Ha, ha, ha! Mein Gold bekommen sie nicht."

Das Lachen des Kranken ging in krampfhaftes Röcheln über und er hatte eine abermalige Anwandlung von Ohnmacht.

Nachdem Cartier ihm wieder einige Tropfen eingeflößt, sagte er in sanftem Tone zu ihm:

„Lassen Sie doch diese Ideen, lieber Onkel. Was haben Sie jetzt noch mit Geld und Reichthümern zu schaffen? Denken Sie vielmehr an die Pflichten, welche Sie noch in dieser Welt zu erfüllen haben. Der Herr Pfarrer ist im Nebenzimmer; wollen Sie ihn nicht hören? Laugerot, Ihr Notar, glaubt, Sie hätten einige Gewissensbedenken zu beschwichtigen; erlauben Sie, daß er hierherkomme? Doctor Dutreix endlich hält es für unumgänglich nöthig —"

Maubac wollte wieder sprechen, aber seine Zunge gehorchte ihm nicht mehr und die Worte bestanden blos in hohlen Tönen, die sich mit Mühe seiner Brust entrangen.

Als Josef seine Aufforderung zu wiederholen begann, näherte sich Bringas, welcher das eben stattgehabte

Gespräch mit eifersüchtiger und unruhiger Aufmerksamkeit angehört, und sagte:

„Quälen Sie ihn nicht! Mein Herr hat mir oftmals aufgetragen, ihn, wenn es einmal so weit mit ihm käme, wie es gekommen ist, zu überwachen, damit man ihn nicht verleite, etwas zu thun oder zu sagen, was er bei voller Gesundheit und bei vollem Verstand niemals gesagt oder gethan haben würde."

„Schweigen Sie!" entgegnete Cartier leise, aber in festem Tone.

Und er wollte abermals Mahnungen an Maubac richten, Bringas aber streckte mit feierlicher Miene die Arme nach dem Sterbenden aus und murmelte:

„Lassen Sie ihn in Frieden, sage ich Ihnen! Sehen Sie! Sehen Sie! Es geht mit ihm zu Ende."

In der That trat in diesem Augenblick in dem Zustand des Kranken eine Veränderung ein, welche nichts Gutes erwarten ließ. Seine Züge verzerrten sich, seine Augen öffneten sich übermäßig weit und ein schmerzhaftes Schluchzen hob seine Brust.

Dennoch hatte selbst in diesem furchtbaren Augenblick, wo die Seele sich von dem Körper zu lösen schien, Maubac ein letztes Aufflackern von Intelligenz und Willenskraft.

„Bringas," sagte er mit deutlicher, klarer Stimme, „Bringas, vergiß nicht!"

Bringas näherte sich dem Bette und antwortete:

„Scheiden Sie in Frieden, Herr. Ich habe Ihnen stets gehorcht und werde Ihnen auch ferner gehorchen, mögen Sie leben oder gestorben sein."

Cartier hörte diese geheimnißvollen Worte nicht.

Als er die drohende Gefahr sah, öffnete er die Thüre und rief den Doctor Dutreix.

Dieser kam mit dem Pfarrer, dem Notar und den Dienstleuten sofort herbeigeeilt und wollte dem Kranken seinen Beistand angedeihen lassen.

Dieser Beistand war aber überflüssig, Maubac hatte in Folge der letzten Krisis seinen Geist ausgehaucht.

Der Priester kniete nieder und obschon der Besitzer von Saint-Abdon in Unbußfertigkeit gestorben war, so sprach der fromme Mann doch ein Gebet, in welches die Anwesenden einstimmten.

Einige Augenblicke später sagte Laugerot zu den im Salon des Trauerhauses versammelten Personen:

„Die Ueberschrift des in meinen Händen befindlichen Testamentes bestimmt die zunächst zu treffenden Anstalten, namentlich was das Begräbniß betrifft. Da aber die Kinder und Erben des Verstorbenen nicht zugegen sind, so scheint es durch die Umstände geboten zu sein, alle Thüren und alle Möbel des Hauses unter Siegel legen zu lassen. Ich werde daher zu dem Friedensrichter schicken, damit dieser sofort zur Vornahme dieser Formalität schreite."

„Darin bin ich mit Ihnen einverstanden und wenn Sie in dieser Beziehung nicht die Initiative ergriffen hätten, so hätte ich im Namen der Herzogin von Morangis darauf angetragen," sagte Cartier.

„Ich mag keine Verantwortlichkeit auf mich nehmen," fuhr der Notar fort, „sondern werde mich streng

an die gesetzlichen Vorschriften halten. Demzufolge werden sämmtliche fremde Personen das Haus zu derselben Zeit verlassen wie ich."

Bringas, der mit düsterer Miene in einem Winkel saß, erhob sich plötzlich.

„Herr Notar," sagte er, „in Folge einer ausdrücklichen Bestimmung meines Herrn habe ich das Recht, vom heutigen Tage an noch ein Jahr in diesem Hause zu wohnen."

„Das ist wahr," entgegnete Laugerot. „Diese Bestimmung ist in der Aufschrift des Testaments ausdrücklich ausgesprochen. Es steht Ihnen demzufolge frei, das Zimmer, welches Sie in diesem Augenblicke in Saint-Abdon innehaben, bis auf weiteren Befehl zu bewohnen."

Bringas setzte sich schweigend nieder. Er weinte nicht. Seinem Aussehen nach würde Niemand geglaubt haben, daß er soeben einen Herrn verloren, dem er sich vierzig Jahre lang mit Leib und Seele gewidmet. Er betrachtete vielmehr die Anwesenden mit einem gewissen Zorne, als ob er sich an ihre Gegenwart in dem Zimmer des alten Maubac nicht gewöhnen könnte.

Es ward bestimmt, daß das Begräbniß den nächstfolgenden Morgen stattfinden sollte, und Cartier versprach, zu bleiben, um den Trauerzug zu führen.

Er beeilte sich, zwei Briefe zu schreiben, welche sofort durch einen reitenden Boten nach Lyon abgesendet werden sollten.

Der eine meldete der Herzogin den Tod ihres

Vaters und lud sie ein, sich, wenn sie es für passend erachtete, zur Stunde des Begräbnisses einzufinden.

Der andere war an Madame Cartier gerichtet, und benachrichtigte sie, aus welchem Grunde ihr Gatte erst den nächstfolgenden Tag gegen Mittag nach dem Buisson Blanc zurückkommen würde.

Eben als Cartier diese beiden Briefe absenden wollte, kam der Friedensrichter mit seinem Schreiber um das Versiegeln vorzunehmen.

Bringas mußte sämmtliche Schlüssel abliefern und man schloß dieselben in ein Kästchen, welchem dann das amtliche Siegel aufgedrückt ward.

Dann legte man dieses Siegel noch an alle innern Thüren und an alle Gitterpforten des ungeheuern Gebäudes, so daß jede Circulation in demselben unmöglich war.

Ein einziges Zimmer ward ausgenommen, das von Bringas bewohnte, und Bringas ward überdies zum Hüter der Siegel bestellt.

Was Maubac's Zimmer betraf, in welchem sich bedeutende Baarsummen und Werthpapiere befinden konnten, so kam man überein, daß dieses erst den nächstfolgenden Tag nach dem Begräbniß geschlossen werden sollte.

Mittlerweile legte man das ämtliche Siegel an alle Möbel, große und kleine, die sich hier befanden.

Diese gerichtlichen Formalitäten nahmen eine Menge Zeit weg.

Cartier und Laugerot begleiteten den Friedensrichter und seinen Schreiber, damit keine Vorsichtsmaßregel versäumt würde.

Bringas folgte ihnen von Weitem, anscheinend um die nöthige Auskunft zu geben, in der That aber, um Beobachtungen zu machen, deren Geheimniß nur ihm bekannt war.

Als man in den Hof des Klosters trat, kam Leonarde ganz außer sich herbeigeeilt.

„Ach, meine guten Herren," rief sie, „wollen Sie denn Ihre rothen Siegel auch an die Thüre legen, welche nach dem Garten des Priors führt?"

„Versteht sich," entgegnete der Friedensrichter. „Wozu aber diese Frage, liebe Frau?"

Leonarde wollte antworten, ein drohender Wink von Bringas aber that ihr Einhalt.

„Ich wollte es blos wissen," stammelte sie.

„Was meint Ihr, Leonarde?" fragte Laugerot. „Warum soll diese Thüre nicht auch so gut versiegelt werden, wie die andern?"

„Nun, sehen Sie, Herr Notar," sagte Leonarde, indem sie plötzlich Muth zu fassen schien, „jetzt, wo der Herr todt ist, habe ich Niemanden mehr zu fürchten. Sie müssen wissen, meine Herren, daß in dem Gebäude, welches auf den Garten des Priors geht, Jemand schon seit langer Zeit eingesperrt ist. Ich habe dort eine Stimme gehört und zwar erst gestern Abend noch."

Diese Frau weiß nicht, was sie schwatzt," sagte Bringas mit Nachdruck und indem er plötzlich vortrat. „Sie ist im höchsten Grade abergläubisch und ihre Phantasie läßt sie fortwährend Gespenster sehen. Thun Sie Ihre Pflicht, Herr Friedensrichter, und achten Sie nicht auf dieses dumme Zeug."

Bringas sagte dieß mit solcher Bestimmtheit und Ruhe, daß Leonarde ganz verlegen antwortete:

„Entschuldigen Sie, Herr Bringas, ich glaubte — ich hatte mir eingebildet, — aber ich habe mich wahrscheinlich geirrt."

Und mit diesen Worten entfernte sie sich gleichsam beschämt, während der Friedensrichter die Thüre versiegelte.

Laugerot sagte leise zu dem ehemaligen Haushofmeister:

„Bringas, ist Ihre räthselhafte, unheimliche Mission noch nicht beendet?"

„Fragen Sie nicht, Herr Notar. Ich kenne den Willen unseres Herrn besser und werde ihm Geltung zu verschaffen wissen bis an's Ende."

Eilftes Capitel.

Die Untersuchung.

Am nächstfolgenden Morgen fand in der Kirche von Saint-Abdon das Todtenamt für Maubac statt.

Auf ausdrücklichen Befehl des Verstorbenen war diese Ceremonie so einfach als möglich.

Dagegen meldete Laugerot, daß durch das Testament eine ziemlich bedeutende Summe zur Errichtung eines Grabmals auf dem Kirchhofe des Dorfes bestimmt sei.

Ohne Zweifel hatte Maubac, der fortwährend dar-

auf bedacht war, der Gründer einer großen Familie zu werden, gewollt, daß der Glanz dieses Monuments seiner Nachkommenschaft würdig sei, und da er fürchtete, daß seine Kinder sich in einer solchen Angelegenheit sehr sparsam zeigen würden, so hatte er trotz seines eigenen Geizes Sorge getragen, die Pracht seiner letzten Wohnstätte zu sichern.

Während der Nacht war der Bote, welchen Cartier nach Lyon geschickt, mit der Antwort der Herzogin zurückgekehrt.

Sie entschuldigte sich, daß sie dem Begräbniß nicht beiwohnen könne, meldete aber, daß sie sich ganz gewiß zur Abnahme der Siegel und Besitzergreifung der Erbschaft einfinden würde, sobald ihre Brüder, an welche sie geschrieben, um sie von dem betrübenden Ereigniß in Kenntniß zu setzen, von Paris eingetroffen sein würden, was jedenfalls nicht lange dauern könne.

Der Fabrikant mußte auf diese Weise bei Maubac's Leichenbegängniß die Familie allein repräsentiren.

Uebrigens wohnten nur wenig andere Leute demselben bei. Sie bestanden aus einigen kleinen Beamten und einigen Bürgern aus der Nachbarschaft, welche aus Rücksichten der Humanität oder aus Neugier dem Sarge des bösen Reichen folgten.

Wenn man ein Gefühl unter dieser stummen Schaar errathen konnte, so war es eine Art entrüsteter Genugthuung und alle diese ernsten Gesichter schienen zu sagen:

„Sie sterben also auch, diese herzlosen Menschen, welche Millionen erwerben, indem sie Familien ruiniren.“

Niemand aber weinte. Maubac hatte schon bei seinen Lebzeiten zu viel Thränen ausgepreßt, als daß nach seinem Tod noch deren in den Augen vorhanden gewesen wären.

Der öffentliche Haß gab sich ganz besonders in Bezug auf Bringas kund, der in einem langen schwarzen Ueberrock, mit einem Flor um den Hut, allein und von den Andern abgesondert der Leiche seines Herrn folgte.

Ein dumpfes Murmeln erhob sich um ihn herum und wenn keine Schmähreden gegen ihn ausgestoßen wurden, so unterließ man es nur aus Rücksicht auf die ernste Ceremonie. Vielleicht hatten auch Bringas Blicke, gleich denen eines sterbenden Löwen, immer noch etwas, was Furcht und Scheu einflößte.

Cartier beeilte sich, den peinlichen Eindrücken, welche er empfand, so bald als möglich zu entrinnen, und nachdem er sich überzeugt, daß in dem Hause des Verstorbenen die letzten amtlichen Formalitäten erfüllt waren, kehrte er nach dem Gasthaus zurück, wo Baptist ihn mit dem Cabriolet erwartete.

Laugerot, der ihn bis dahin begleitete, sagte, als er im Begriff stand, Abschied zu nehmen, in seinem melancholischen Tone:

„Leben Sie wohl, Herr Cartier. Sie haben Ihrem Verwandten, der, wie ich recht wohl weiß, nicht immer gut gegen Sie gewesen ist, dennoch die letzte Ehre erwiesen und das ist rühmlich von Ihnen. Ohne Zweifel werden wir uns in einigen Tagen bei Eröffnung des Testaments wiedersehen, denn da Ihnen ein Legat ausgesetzt ist, so muß ich Sie auch mit vorladen lassen."

„Sie scheinen sehr trübgestimmt zu sein, Herr Notar. Man sollte meinen, die Ceremonie, welcher wir soeben beigewohnt, hätte traurige Erinnerungen in Ihnen erweckt.“

„Das ist wohl möglich. Uebrigens sind auch m e i n e Tage gezählt, Herr Cartier, und ich werde den Mann, den wir soeben zur Ruhe bestattet, nicht lange überleben. Möge mein Andenken ein wertheres und geachteteres sein als das seine.“

Damit drückte Laugerot dem Fabrikanten die Hand und entfernte sich rasch, als ob er fürchtete, sich irgend ein allzu bedeutsames Wort entschlüpfen zu lassen.

Cartier machte die Rückreise ohne allen Unfall und der Tag war noch nicht weit vorgerückt, als er in dem Landhause anlangte, welches die Familie eigentlich schon am Morgen hätte verlassen sollen.

Als aber Cartier in den Salon trat, fand er hier außer Dominique und Wilhelm auch noch Emilie, Clarisse und die kleine Anna.

Madame Cartier, die unter Beihilfe ihrer Schwester mit dem Anfertigen eines schwarzen Kleides beschäftigt war, eilte ihrem Gatten entgegen.

„Ach, mein guter Josef,“ rief sie, nachdem sie ihn umarmte, „welchen traurigen Scenen hast Du beigewohnt! Du wirst todtmüde sein. Mein Vater ist heute Morgen nach Lyon zurückgekehrt, wir aber sind dageblieben, um Dich zu erwarten. Er wird für heute die Geschäfte in der Fabrik allein besorgen.“

„Ich danke Deinem Vater und Dir, liebe Emilie.

Allerdings bedarf ich für Geist und Körper der Ruhe in hohem Grade."

Clarisse und die kleine Anna umarmten und küßten den Heimgekehrten ebenfalls, während Dominique ihm die Hand drückte.

Er setzte sich und nun erst bemerkte er Wilhelm's Gegenwart.

Der junge Mann trug noch dieselben Kleider wie am vorigen Tage, auf dem Kopfe aber hatte er jetzt weiter nichts als sein langes, blondes, bis auf die Schultern herabfallendes Lockenhaar.

Schon waren gewisse Veränderungen mit seiner Person vorgegangen. Sein Blick war weniger scheu, sein Lächeln interessanter.

Ohne Zweifel erkannte er in Cartier seinen Beschützer vom vorigen Tage, denn er drehte sich nach ihm herum und ließ, da er nichts sagen konnte, ein lautes Gelächter hören, welches täuschend dem Clarissen's nachgeahmt war.

„Sehen Sie! Er wünscht Ihnen nach seiner Weise guten Tag," rief Dominique. „Es wird nicht schwer halten, ihn zu zähmen, dafür bürge ich."

„Aber dennoch, mein lieber Dominique, haben Sie meine Rathschläge vergessen. Dieser unglückliche halb wilde junge Mann kann keine passende Gesellschaft für Damen sein und —"

„O, mein Freund," unterbrach Emilie lebhaft, „ich versichere Dir, er ist so sanft und folgsam wie ein Lamm. Die kleine Anna würde hinreichen, ihn im

Zaume zu halten, denn ebenso wie alles Andere kennt er auch seine Kraft nicht."

„Und ich," begann Dominique wieder, „muß hinzufügen, daß Herr Wilhelm sich bescheiden und zurückhaltend benimmt, daß er überall zugegen sein kann. Uebrigens scheint er jetzt schon einen großen Abscheu vor der Einsamkeit zu haben. Gestern, als ich ihn einmal allein in meinem Zimmer gelassen hatte, hörte ich ihn ächzen und weinen. Ich ging sofort wieder hinein und da er nicht wußte, wie er seine Freude zu erkennen geben sollte, so fing er wieder an, allerhand Thierstimmen nachzuahmen. Seinen Namen kennt er bereits. Sie sollen es sogleich sehen."

Und während der junge Mann neugierig Anna's Augen betrachtete, rief Dominique leise:

„Wilhelm!"

Sofort drehte Wilhelm sich herum.

„Ich sage Ihnen, ich werde ihn mit leichter Mühe zähmen, wenn man es mir erlauben will," bemerkte der alte Zeichner.

„Und ist er in meiner Abwesenheit nicht reclamirt worden? Weiß man noch nichts über seine Eltern? Hat er nicht selbst irgend welchen Aufschluß geben können?"

„Nein. Herr Morin glaubt, es müsse eine gerichtliche Untersuchung stattfinden, und er hat sich deshalb heute Morgen zum Staatsanwalt begeben. Wir können daher mit jedem Augenblick einen oder mehrere Beamte hier ankommen sehen und es ist ein Glück, daß Sie

wieder da sind, denn Sie sind besser als sonst Jemand im Stande, der Behörde Auskunft zu geben."

„Gut," entgegnete Cartier. „Warten wir denn das Resultat der Untersuchung ab; ehe ich mich in etwas Weiteres einlasse, möchte ich gern in der ganzen Sache ein wenig heller sehen."

Er begann nun von seiner Reise zu sprechen und erzählte die Umstände, von welchen der Tod seines Onkels begleitet gewesen war.

Während dieser Conversation, an welcher Dominique und die Damen sich betheiligten, schien Wilhelm Anfangs gleichgiltig zu sein wie gewöhnlich. Wir müssen sogar erwähnen, daß er eifrig mit dem Betrachten der schönen Puppe beschäftigt war, welche Anna, die schon sehr vertraut mit ihm war, ihm auf's Knie gelegt hatte.

Allmälig aber schien ihm die Nennung eines Namens aufzufallen, welchen die Anwesenden nannten.

Er ließ die Puppe zum großen Schrecken seiner kleinen Freundin auf die Erde fallen und richtete sich in die Höhe. Seine Augen sahen in's Blaue hinein und seine Züge verriethen eine Anstrengung seines Verstandes und seines Gedächtnisses.

Endlich sagte er in einem Tone, der sich nicht wohl beschreiben läßt:

„O, Maubac! — O, o Maubac!"

Alle wurden aufmerksam. Man richtete keine Frage an ihn, denn man wußte, daß dies nichts nützen würde, wohl aber beobachtete man seine geringsten Bewegungen.

Er bewegte mit scheuer Miene die Arme und wiederholte:

„O, Maubac, o, o Maubac!“

Cartier ließ sich von diesem Allem nichts entgehen und betrachtete dabei Wilhelm's Gesicht mit tiefem Interesse.

„Mein Gott,“ murmelte er endlich, „welche unbegreifliche Aehnlichkeit! Diese melancholischen Augen, dieses aschblonde Haar, dieser feingeformte Mund! —“

Er unterbrach sich jedoch und lachte wie über sich selbst.

„Ich glaube, ich bin selbst nicht recht bei Verstande,“ begann er wieder. „Ich finde so abgeschmackte Aehnlichkeiten! Ohne Zweifel ist der Blödsinn ebenso ansteckend wie der Wahnsinn. Dieser arme Knabe spricht den Namen Maubac nach, wie er alle Worte nachspricht, die seinem Ohr auffallen. Jetzt scheint sein Kummer schon vorüber zu sein und er denkt nicht mehr daran.“

In der That hatte Wilhelm, der erstaunlichen Bewegung seines Geistes gehorchend, schon wieder angefangen, mit der kleinen Anna zu spielen.

Dennoch hatte dieser Auftritt auf alle Anwesenden einen lebhaften Eindruck gemacht und Cartier selbst versank, seinem eigenen Willen zum Trotz, immer wieder in Gedanken.

Plötzlich machte ein Wagen vor dem Buisson Blanc Halt und es stiegen mehrere Personen aus.

Es war ein Instructionsrichter, ein Arzt und ein Protocollant, welche Morin's Aufforderung zufolge die gerichtliche Erhebung des Thatbestandes vornehmen wollten.

Cartier kannte den Beamten. Er beeilte sich, ihn zu empfangen, und führte ihn mit den andern Herren in den Salon, wo Wilhelm ihnen vorgestellt ward.

Die Damen entfernten sich, Cartier und Dominique aber blieben da, um die Fragen zu beantworten, die man vielleicht an sie richtete.

Der Fabrikant erzählte ausführlich die Umstände seiner Begegnung mit Wilhelm, und Baptist, der zum Zeugen aufgerufen ward, bestätigte die Angaben seines Herrn.

Cartier zeigte sodann den Riemen vor, welchen man auf der Straße gefunden, dann die Rolle Gold, welche Wilhelm in der Tasche gehabt, und besonders den seltsamen Brief, den man bei ihm gefunden.

Dieser Brief war Gegenstand genauer Betrachtung.

Der Richter machte bemerklich, daß das Wort „Lyon“ Anfangs „lion“ geschrieben gewesen war und daß man das i mit der Feder in ein y verwandelt hatte; denn der Name der Stadt Lyon hatte wahrscheinlich in dem Buche, aus welchem man die einzelnen Worte geschnitten, nicht gestanden.

Cartier vergaß auch nicht, die Spuren zu erwähnen, welche er auf der Landstraße bemerkt, und schließlich wiederholte er mehrere der Redensarten, welche Wilhelm fallen gelassen, ohne jedoch irgend einen Sinn damit zu verbinden.

Von der Aufregung des jungen Mannes, als der Name Maubac genannt worden, erwähnte er jedoch nichts, sei es, daß er diesen Umstand schon vergessen hatte, sei es, daß er ihn für zu unbedeutend hielt.

In Folge dieser Mittheilungen, welche der Secretär in ein Protokoll zusammenfaßte, versuchte der Richter seinerseits Wilhelm zu befragen. Vergebens aber waren alle Fragen durch Worte oder Geberden und es stellte sich auf diesem Wege nicht das Mindeste heraus.

Nun kam der Arzt an die Reihe.

Dieser war während des eben stattgehabten Auftrittes sehr aufmerksam gewesen und sein durchbohrender Blick schien bis in die Seele des unglücklichen jungen Mannes dringen zu wollen.

Ohne etwas zu sagen, öffnete er die Jalousien des Fensters, die man bis jetzt geschlossen gehalten, so daß das helle Tageslicht in den Salon fiel.

Sofort stieß Wilhelm einen Schmerzensschrei aus, hielt sich die Hand auf die Augen und drehte sich herum.

Der Arzt riß ihm ohne Erbarmen die Hand hinweg und erst nachdem er die Wirkung der Lichtstrahlen auf die Netzhaut beobachtet, erlaubte er, die Jalousien wieder zu schließen.

Dann untersuchte er Wilhelms Füße und Finger, betastete ihm die Brust und nahm alle sonstigen Erörterungen vor, welche zu wichtigen Schlüssen führen konnten.

Wilhelm gab bei dieser Gelegenheit zum ersten Male ein Gefühl kund, welches Unzufriedenheit oder Unwillen sein konnte, dennoch aber ging dieses Gefühl nicht so weit, daß er sich dem, was man mit ihm vornahm, widersetzt hätte.

Er ließ vielmehr Alles mit sich geschehen, was

der ernste schweigsame Mann that, dessen Absichten ihm natürlich unbekannt waren.

Der Arzt war jedoch mit der Procedur, die er bis jetzt vorgenommen, noch nicht zufrieden. Er setzte seinen Finger auf den Puls des jungen Mannes und sagte plötzlich in strengem Tone:

„Dieser Mensch ist ein Betrüger, Herr Instructionsrichter. Er muß sofort festgenommen und lebenslänglich eingesperrt werden."

„Gut, man rufe die Gendarmen!" sagte der Richter in demselben Tone.

Wilhelm zuckte, während er diese furchtbare Drohung hörte, keine Miene. Sein Puls ging nicht um einen Schlag schneller und seine Augen behielten ihre melancholische Ruhe.

Dieses Experiment schien den Arzt vollends zu überzeugen und er hörte nun auf, den armen Schelm zu quälen.

„Ein Betrüger ist dieser junge Mann nicht, so viel steht fest," sagte er. „Das Resultat meiner Beobachtungen ist folgendes:

„Aus dem Zustande seiner Hände schließe ich, daß er sich niemals mit irgend einer Arbeit beschäftigt hat, aus dem seiner Füße, deren Haut fein und weich ist, und aus dem seiner zarten Beine, daß er niemals über einen engen Raum hinausgekommen, der vielleicht nicht größer gewesen ist, als dieses Zimmer. Er gleicht einer Pflanze, die in ihrem Wachsthum aufgehalten worden ist und gewissen verderblichen Einflüssen nur durch ihre gewaltige Lebenskraft Widerstand geleistet

hat. Obschon daher Herr Wilhelm auf den ersten Anblick höchstens achtzehn Jahre alt zu sein scheint, so glaube ich doch, daß er deren fünf bis sechs mehr zählt, ja vielleicht noch älter ist.

„Die schwache Erweiterung seiner Pupille beweist, daß sehr helles Licht wirklich sein Auge verletzen muß, und man wird mit großer Vorsicht zu Werke gehen müssen, um ihn an das Tageslicht zu gewöhnen. Nach meiner Ansicht ist er sehr lange, vielleicht von seiner zarten Kindheit an, in einem dunkeln, obschon gutgelüfteten Raum eingeschlossen gewesen, der sich in der Nähe eines Viehhofes befunden, wie sich aus der Nachahmung der Thierstimmen, die ihm großes Vergnügen zu machen scheint, schließen läßt. Wahrscheinlich hat man blos gewisse stehende Redensarten an ihn gerichtet, die er im Gedächtniß behalten und nun auf's Gerathewohl anbringt. Dennoch aber scheint man ihm eine gewisse Sorgfalt gewidmet zu haben, denn er ist reinlich gewöhnt und dies ist auch wahrscheinlich der Grund, weshalb er der durch diese abnorme Lebensweise herbeigeführten Schwächung des Organismus nicht erlegen ist.

„Was man mir in Bezug auf seine Genügsamkeit sagt, stimmt vollkommen mit meinen eigenen Beobachtungen überein. Seine Nahrung hat höchst wahrscheinlich beinahe ausschließlich aus Brod und Wasser, so wie vielleicht dann und wann etwas Obst und Gemüse bestanden. Uebrigens ist diese vegetabilische Kost für ihn weit zuträglicher gewesen, als eine kräftigere Nahrung gewesen sein würde, die, bei dem Mangel an

aller physischen Thätigkeit, vielleicht sehr ernste Krankheiten zur Folge gehabt hätte.

„Es entsteht nun die Frage: Auf welche Weise hat dieser Unglückliche in dem Halbdunkel, in welchem er gelebt, die Stunden seiner Gefangenschaft ausgefüllt? Ich für meine Person glaube, daß er die Zeit mit unbestimmter, unzusammenhängender Träumerei hingebracht hat, wie sich aus der geringen Entwicklung seines Verstandes schließen läßt. Dennoch bin ich auch geneigt, zu glauben, daß man ihm aus einem gewissen Grad von Mitleid Spielsachen gegeben hat, so wie man sie Kindern zu geben pflegt, denn der Gebrauch solcher Dinge ist ihm, wie Sie sehen, bekannt."

Der Arzt zeigte, indem er dies sagte, auf Wilhelm, welcher, da er sich selbst überlassen war, wieder angefangen hatte mit Anna's Puppe zu spielen.

Das ganze Gutachten des Arztes schien vollkommen logisch und richtig zu sein.

„Welch' eine entsetzliche Existenz!" sagte Dominique, indem er die Hände zum Himmel erhob.

„Unglückliches Kind!" murmelte Cartier, nicht weniger tief erschüttert.

„Beklagen Sie ihn nicht allzu sehr," hob der Doctor wieder an. „Ohne Zweifel wußte Wilhelm, wie man ihn nennt, nichts von der Außenwelt, von der Natur, von der menschlichen Gesellschaft, und die verworrenen Ideen, die er während seiner Kindheit davon gefaßt, waren aus seinem Gedächtniß entschwunden. Er konnte sich folglich nicht nach etwas sehnen, was er nicht kannte, wovon er keinen Begriff hatte. Ein Blind-

geborener, der das Licht niemals gesehen, fühlt trotzdem Mitleid, welches er fortwährend mit seinem Unglück ausssprechen hört, sich durchaus nicht unglücklich. Nur der, welcher die Sehkraft verliert, nachdem er sie lange besessen, ist wirklich zu beklagen."

„Herr Doctor," fragte der Richter, „haben Sie an diesem jungen Mann kein natürliches oder künstliches Merkmal entdeckt, woran man ihn wiedererkennen würde?"

„Nein."

„Nun, dann haben Sie die Güte, dem Secretär Ihr Gutachten zu dictiren, damit es dem Protokoll einverleibt werde."

Zu Cartier gewendet fuhr er dann fort:

„Wir haben es hier mit einem Fall höchst verwegener Freiheitsberaubung zu thun. Ich hätte nicht geglaubt, daß unter der Herrschaft unserer Gesetze ein solches Verbrechen möglich wäre. Die mir bis jetzt in meiner Praxis vorgekommenen derartigen Fälle hatten bei weitem nicht in dem Grade wie dieser den Charakter kaltblütiger Consequenz, Grausamkeit und Kühnheit. Ganz gewiß knüpfen sich hohe Interessen an die Existenz dieses jungen Mannes und man hat die größte Vorsicht angewendet, um die Organe des Gesetzes irrezuleiten. Nichtsdestoweniger werde ich in der ganzen Umgegend und auch in der Stadt selbst Nachforschungen anstellen lassen, denn die von Ihnen erwähnten Umstände sind vielleicht bloß eine List, um die Behörde auf eine falsche Fährte zu führen. Ein solches Verbrechen hat im Innern einer großen Stadt viel leichter begangen werden können,

als in einem isolirten Haus oder auf einem Dorfe. Was aber, Herr Cartier, gedenken Sie mittlerweile in Bezug auf Herrn Wilhelm zu thun? Ich gebe ihm auch diesen Namen, obschon es allem Anschein nach nicht sein wirklicher ist. Haben Sie vielleicht die Absicht, ihn in Ihre Obhut zu nehmen — wenigstens so lange als bis sich etwas Weiteres herausgestellt hat?"

„Ich würde dies sehr gern thun," antwortete Cartier „denn ich interessire mich sehr lebhaft für ihn. Leider aber bin ich zu sehr durch meine Geschäfte in Anspruch genommen und fürchte daher, daß ich ihm nicht so viel Zeit und Sorgfalt widmen kann, als —"

„Wenn Sie damit einverstanden sind, Herr Cartier," mischte Dominique sich in angelegentlichem Tone ein, „so werde ich mich gern dieses unglücklichen, großen Kindes annehmen. Ich lebe während der Wochentage hier allein und es wäre mir angenehm, ihn zum Gesellschafter zu haben. Sobald er den Willen, der ihm gebietet, versteht, gehorcht er auch. An zahlreichen Symptomen habe ich schon erkannt, daß sein Gemüth zärtlich und dankbar ist. Schon mehrmals seit gestern habe ich bemerkt, daß er, wenn er ein Geräusch an der Thüre hört, aufsteht und lauscht, als ob er eine ihm liebe Person erwartete. War es sein Vater, oder ein Gönner, oder auch sein früherer Hüter, den er auf diese Weise erwartete? Dies weiß Niemand, so bald aber eine unbekannte Person eintrat, stieß er einen tiefen Seufzer aus und legte wirkliche Betrübniß an den Tag. Er ist gut, sage ich Ihnen. Er wird sich an mich gewöhnen wie ich mich an ihn, und während ich meiner gewöhnlichen Beschäftigung

obliege, kann ich mich nebenbei noch recht gut mit seiner ersten Erziehung befassen."

„Wie wollen Sie das anfangen?" fragte der Arzt neugierig.

„Auf die einfachste Weise. Ich war früher Schulmeister und nach meiner Ansicht muß Wilhelm ganz so behandelt werden wie ein kleines Kind. Allmälig werde ich seine Augen an's Licht gewöhnen, ich werde ihn ordentlich gehen lehren, erst im Hause, dann im Garten, dann auf dem freien Feld. Ich werde ihm die Gegenstände, die er sieht, nennen und ihm die Namen nachsprechen lassen. Hat er sich dann genugsam einfache Ideen angeeignet, so gehe ich mit ihm zu den zusammengesetzten über, ohne seinen Verstand und sein Gedächtniß zu überladen. Da ich an ihm eine außerordentliche Gelehrigkeit bemerkt zu haben glaube, so wird er ohne Zweifel sehr rasche Fortschritte machen. Uebrigens," setzte Dominique bescheiden hinzu, „hoffe ich, Herr Doctor, daß Sie diesen armen Jüngling nicht verlassen werden. Vielleicht besuchen Sie ihn zuweilen und gehen mir mit guten Rathschlägen an die Hand."

„Ja wohl, das werde ich sehr gern thun. Abgesehen von dem Mitleid, welches Wilhelm mir einflößt, liegt hier ein interessanter physiologischer Fall vor, welcher verdient, genau studirt zu werden. Wohlan, Herr Dominique, Ihr Erziehungssystem ist vortrefflich und wird von dem gewünschten Erfolg begleitet sein."

„Und Sie, Herr Cartier," fragte der Richter, „wollen Sie diesen jungen Mann in Ihr Haus aufnehmen?"

„Herzlich gern. Da Dominique gewisse Pflichten übernimmt, die ich selbst nicht erfüllen könnte, so werde ich Wilhelm wie meinen Adoptivsohn betrachten.“

„Ich kann diese edelmüthige Handlungsweise nur loben und mich damit einverstanden erklären,“ sagte der Instructionsrichter. „Sie werden, Herr Cartier, die nöthige Vollmacht zugefertigt erhalten, damit Sie alle, Ihnen als Wilhelm's Vormund zustehenden Rechte ausüben können, bis seine Familie gefunden ist — wenn dieselbe ausfindig gemacht wird.“

Die Anwesenden unterzeichneten das aufgenommene Protokoll und der Beamte nahm den Brief und den Riemen mit, um beides in gerichtliche Verwahrung bringen zu lassen.

Was die bei Wilhelm gefundene Geldrolle betraf, so ließ man sie in Cartier's Händen zurück, obschon er erklärte, daß er diese Summe nur als ein ihm anvertrautes Depositum betrachten werde.

Dann stieg der Richter mit dem Arzte und dem Protokollanten wieder in seinen Wagen, nachdem er nochmals erklärt, daß er die größte Thätigkeit entwickeln werde, um Licht in diese seltsame Angelegenheit zu bringen.

In der That war schon am andern Tage die ganze Polizei der Stadt Lyon und des Rhonedepartements auf den Füßen und die Nachforschungen begannen.

Bei allen Maires und Landgendarmen wurden Erkundigungen eingezogen, der Richter aber, welcher überzeugt war, daß das Verbrechen blos im Innern der

Stadt begangen worden sein könne, lenkte die Recherchen vorzugsweise nach dieser Richtung.

Die Localblätter und bald darauf auch die Pariser Presse erzählten ausführlich, wie ein unbekannter, junger Mann, der keinen Begriff von der Gesellschaft zu haben scheine und über sich selbst nicht die mindeste Auskunft geben könne, eines Morgens vor Tagesanbruch vor den Thoren der Stadt Lyon gefunden worden sei.

Dieses räthselhafte Ereigniß machte viel Aufsehen. Leider waren die Journale und Zeitungen damals bei Weitem noch nicht so verbreitet wie jetzt. Auf dem Lande wurden sie nur wenig gelesen und dieser Umstand war ohne Zweifel der Grund, weshalb kein neues Indicium sich ergab und keine Mittheilung irgend welcher Art bei Cartier oder bei der Behörde in Lyon einging.

Es vergingen Tage und Wochen und nichts konnte die dichten Wolken zerstreuen, welche Wilhelm's Schicksal umhüllten.

Sobald als der Richter und seine Begleiter den Buisson-Blanc verlassen hatten, kamen Emilie und Clarisse eiligst wieder in den Salon.

Cartier theilte ihnen Einiges über die Lebensweise mit, welche den Beobachtungen des Arztes zufolge sein Schützling früher geführt hatte.

Als aber die beiden Schwestern hörten, daß Wilhelm vor der Hand im Buisson-Blanc bleiben und daß Dominique ihn unter seine Obhut und Leitung nehmen würde, da waren sie außer sich vor Freude.

„Ich dachte mir's gleich!“ rief Emilie. „Wenn Du auch den kalten Vernunftmenschen spielen willst,

Josef, so behält doch Dein mitleidiges, edles Herz stets die Oberhand. Da Du der Pflegevater dieses armen Verlassenen sein willst, so werde ich seine Pflegemutter sein — obschon man," setzte sie lächelnd hinzu, „behauptet, ich sei jünger als er."

„Und ich werde seine Schwester sein!" rief Clarisse.

Man umringte Wilhelm und Aller Augen waren feucht.

Der junge Mann hatte sich in seinem Spiel unterbrochen und beim Anblick der Thränen, welche seine neuen Freunde vergossen, begann er, obschon er nicht wußte, weshalb, mitzuweinen.

„Es ist sonderbar," murmelte Cartier, „indem ich der Eingebung meines Herzens folge, ist es mir, als genügte ich zugleich einer Pflicht."

Zwölftes Capitel.

Die Erben.

Ueber ein Monat verging, ehe der Notar Laugerot die Erben zur Eröffnung des Testamentes und zur Abnahme der Siegel in dem ehemaligen Kloster Saint-Abdon zusammenbringen konnte.

Die Ursache dieser Verzögerung war einfach ein Degenstich, welchen Cäsar Maubac in Paris im Zweikampf mit einer politischen Persönlichkeit erhalten, die er in einer seiner Broschüren verleumdet hatte.

Allerdings hätte er sich, um die Erbtheilung nicht aufzuhalten, durch einen Bevollmächtigten vertreten lassen können, Urban aber hatte seinerseits erklärt, daß er Paris nicht anders als in Begleitung seines Bruders verlassen werde.

Obschon daher Pascaline und ganz besonders ihr Gemahl, der Herzog von Morangis, der auf die Nachricht von dem Tode seines Schwiegervaters sich beeilt hatte, nach Lyon zurückzukehren, sehr ungeduldig zu sein schien, in Bezug auf die unermeßlichen Reichthümer, die man dem Verstorbenen zuschrieb, die Wahrheit zu erfahren, so hatten sie doch in Abwesenheit ihrer beiden Miterben nicht gewagt, zu verlangen, daß man von den gewöhnlichen Formalitäten abgehe.

Endlich jedoch ward von dem Notar ein allen Betheiligten passender Tag festgesetzt und man kam überein, daß an diesem Tage zur Mittagsstunde alle „Berechtigten" sich in Saint-Abdon einfänden.

Josef Cartier war ebenfalls mit zu dieser Versammlung vorgeladen und er hatte mit seiner Familie mehrmals die Frage erörtert, ob er dieser Citation Folge leisten solle.

Er sah voraus, daß er von den hochmüthigen und habgierigen Kindern Maubac's allerhand Impertinenzen zu hören bekommen würde, andererseits aber wünschte er auch zu wissen, aus welchem Grunde ihm ein Legat ausgesetzt worden, um dann zu überlegen, ob er es anzunehmen oder abzulehnen hätte.

Dabei war er auch im höchsten Grade begierig, zu wissen, was in der Priorei vorgehen würde, und in

die Geheimnisse, mit welchen sich der verstorbene Maubac umgeben, so viel als möglich einzudringen.

Am Morgen des zur Eröffnung des Testaments bestimmten Tage reiste er daher von Lyon in dem uns schon bekannten Cabriolet und wieder von Baptist begleitet ab.

Es war noch ziemlich früh und da er vollauf Zeit hatte, um noch vor Mittag an Ort und Stelle einzutreffen, so konnte er nicht der Versuchung widerstehen, im Vorüberfahren am Buisson Blanc auf einige Augenblicke Halt zu machen, um seinen Schützling Wilhelm und Dominique zu sehen.

Der Himmel war düster, ohne jedoch regnerisch zu sein und der Lehrer und der Schüler hatten dieses milde und verschleierte Wetter benützt, um einen Spaziergang in dem schönen Garten der kleinen Villa zu machen.

Cartier folgte ihnen dahin nach.

Wilhelm hatte jetzt schon nicht mehr den zögernden, unsicheren Gang wie früher und konnte eine Viertelstunde promeniren, ohne das Bedürfniß, auszuruhen, zu fühlen.

Eine leichte Röthe begann seine sonst so fahlen Wangen zu färben.

Beim Anblick des Fabrikanten machte er eine freudige Geberde und rief, indem er ihm die Hand entgegenstreckte:

„Guten Tag, Freund Cartier.“

„Guten Tag, mein lieber Wilhelm,“ antwortete



Cartier in wohlwollendem Tone. „Wie befinden Sie sich? Machen Sie gute Fortschritte?"

Wilhelm stand aber mit offenem Munde da und sagte nichts.

„Ach, Herr Cartier," sagte Dominique in heiterem Tone, „Sie fragen uns zu viel. Halten Sie uns denn für einen Redner? So schnell geht es mit diesem armen Wilhelm trotz seiner Gelehrigkeit nicht. Ich bin jetzt noch beschäftigt, ihn gehen und ganz besonders sehen zu lehren, denn er kann sich durchaus keinen Begriff von den Entfernungen machen und streckt zuweilen die Hand aus, um den Montblanc anzugreifen, der zwanzig Meilen von hier entfernt ist. Dabei setzt ihn Alles in Entzücken und Erstaunen, Alles erweckt seine Bewunderung und er ist äußerst lernbegierig. Daß er die Namen der sämmtlichen Personen der Familie kennt, wissen Sie schon, damit aber ist sein Wissen noch nicht zu Ende. Sie sollen gleich selbst darüber urtheilen."

Nachdem der alte Musterzeichner dies gesagt, deutete er auf den Himmel, die Erde, das Haus, die Bäume und eine Anzahl anderer Gegenstände, welche vorzugsweise in die Augen fielen.

Wilhelm nannte sie sofort ohne Zögern und mit einem gewissen naiven Stolz.

„Sie sehen," hob Dominique wieder an, „die Sache macht sich. In einigen Monaten, hoffe ich, wird er eine kleine Conversation führen können, und dann wird es viel schneller gehen. Doch sprechen wir nun von Ihnen, Herr Cartier. Ohne Zweifel sind Sie auf dem Wege nach Abdon?"

Der Fabrikant bejahte.

„In diesem Falle werden Sie nicht der Erste sein. Wilhelm und ich wurden diesen Morgen durch zwei Postchaisen aufgeweckt, welche in einer Zwischenzeit von weniger als einer halben Stunde aufeinander folgten und mit rasender Eile vorüberflogen. In der einen, die von mehreren Lakaien begleitet war, saß ein alter Herr und eine junge Dame, beide schwarz gekleidet, die ich sogleich für den Herzog und die Herzogin von Morangis hielt. Was die andere, in welcher zwei schwarzgekleidete Herren saßen, betrifft, so hatten sie sich ohne Zweifel verspätet, denn als sie an dem Hause vorüberkamen, bog sich einer der Reisenden zum Schlage heraus und versprach dem Postillon doppeltes Trinkgeld, wenn er noch schneller führe, während sein Begleiter zu dem andern Wagenfenster heraus den armen Teufel tüchtig durchzuprügeln drohte, wenn er sich nicht besser dazu hielte.

„Das sind die Maubacs gewesen," sagte Cartier. „Gewiß sind das die Maubacs gewesen."

Indem Cartier diesen Namen nannte, sah er seinen Schützling an, welcher seiner Gewohnheit gemäß das Gespräch mit anhörte, ohne es zu verstehen. Diesmal aber verhielt Wilhelm sich vollkommen gleichgiltig.

„Ich habe mich wahrscheinlich doch getäuscht," dachte der Fabrikant. „Es kann zwischen ihm und den Maubacs keine Beziehung bestehen."

Hierauf nahm er von Lehrer und Schüler freundlich Abschied und stieg wieder in sein Cabriolet.

Schon lange vor Mittag erreichte er das Gast-

haus in Saint-Abdon und gewahrte, als er in den Hof hineinkam, die beiden Postchaisen, von welchen man ihm erzählt hatte.

Das ganze Haus war in Aufruhr, als ob eine ganze Menge vornehmer Gäste da wäre.

Rupert kam jedoch, als Cartier aus dem Wagen stieg, herbei, um ihn zu empfangen und sagte leise:

„Ah, Sie kommen auch wegen des Testaments, Herr Cartier, nicht wahr? Ich freue mich, daß wenigstens ein Theil von diesem übel erworbenen Geld in die Hände rechtschaffener Leute, wie Sie, kommt. Die Andern, welche eben frühstücken, machen ein fürchterliches Wesen von sich, als ob man nicht wüßte, wer sie sind und von wem sie stammen."

„Herr Rupert," entgegnete Cartier kurz, „die Personen, von welchen Sie sprechen, sind die Kinder meines Onkels."

„Aber nicht Ihre Cousins," entgegnete der Gastwirth lächelnd. „Doch lassen wir das. Ohne Zweifel gedenken Sie bei mir zu logiren. Für diesen Fall muß ich Ihnen im Voraus sagen, daß Sie sich diesmal sehr schlecht bei mir befinden werden, denn dieser Herzog und seine famose Gemalin und dann diese saubern Pariser haben alle Zimmer und alle Vorräthe mit Beschlag belegt."

„Ich brauche sehr wenig Platz, mein lieber Rupert, und übrigens werde ich höchstwahrscheinlich noch vor Abend wieder nach Lyon zurückkehren."

„Gut, gut, auf alle Fälle wird man dafür sorgen, daß Sie bekommen, was Sie brauchen. Wollen

Sie aber nicht in das Zimmer treten, wo die Familie schon versammelt ist? Sie werden sehen, es ist eine curiose Geschichte."

Der Fabrikant zögerte. Er fürchtete, wie wir schon gesagt haben, von den Maubacs schlecht empfangen zu werden.

Dennoch bedachte er, daß die Umstände es ihm zur Pflicht machten, sich höflich gegen seine Miterben zu zeigen, obschon es ihm unbenommen blieb, wenn es sein mußte, seine Würde zu vertheidigen.

Er antwortete ganz ruhig:

„Warum nicht?"

Und er lenkte seine Schritte nach dem Hause, während Rupert sich einem offenen Fenster näherte, um Zeuge der Begegnung zu sein.

Als Cartier in das armselige, schmutzige Gastzimmer trat, fiel ihm sogleich auf, daß die Kinder Maubac's trotz ihrer anscheinenden Einigkeit an drei verschiedenen Tischen saßen, als ob sie in ihrem Geschmack ebenso wie in ihren verschiedenen Interessen einen Unterschied zu erkennen geben wollten.

An dem ersten Tische, dem größten, auf welchem man allerhand jedenfalls von Lyon mitgebrachte Delikatessen sah, saßen der Herzog und die Herzogin von Morangis.

Pascaline war trotz ihrer Trauerkleider immer noch kalt und hochmüthig und die Gegenwart ihres Gemahls schien ihre verächtliche Steifheit noch zu steigern.

Was den Herzog betraf, so war er ein hagerer Mann mit wackelndem Kopf und meckernder Stimme

und in seinen Zügen hatten alle Leidenschaften, die der Mensch haben kann, ihre Verheerungen zurückgelassen.

Obschon er noch nicht viel über sechzig Jahre zählte, so hätte man ihn doch eher für einen Siebziger gehalten, und es bedurfte nur eines Blicks, um zu erkennen, daß sein schönes blondes Haar, eben so wie seine Perlenzähne ein Product der Kunst waren.

Dabei aber machte er sich in seinem schwarzen Rock, dessen Knopfloch mit einem ausländischen Orden geschmückt war, sehr vornehm und seine Manieren verriethen, trotz einer Existenz, die eine ziemlich abenteuerliche gewesen, den Edelmann von alter Abstammung.

Am zweiten Tische saß Urban von Maubac (von Saint-Abdon) in elegantem schwarzem Frack und mit einer weißen Cravate, die von einer Diamantnadel festgehalten ward.

Er schmauste ein kaltes Huhn, welches er mit einigen Gläsern guten Weins benetzte und wenn er den Kopf herumdrehte, so trug er ängstlich Sorge, die Symmetrie seiner Frisur unverletzt zu erhalten.

An einen kleinen Tisch ohne Tischtuch und in eine dunkle Ecke zurückgezogen sättigte sich Cäsar Maubac, der Aelteste der Familie, in seinem Aeußern noch so nachlässig und cynisch wie sonst, an einem einfachen ländlichen Gericht und goß sich, obschon er von seiner Wunde kaum erst genesen, ein Glas nach dem andern von einem jungen, scharfen Wein ein, der ihm, wie er sagte, besser schmeckte als die feinste Sorte der Rhoneufer.

Als Cartier eintrat, war das Frühstück ziemlich

beendet. Die Conversation war jedoch nicht sehr lebhaft und es schien, als ob in Folge eines eben stattgehabten Wortgefechts die Betheiligten sich auf der Defensive hielten.

Der Fabrikant wollte zunächst die Herzogin begrüßen und ging mit dem Hut in der Hand auf sie zu, als Cäsar, ohne sich in seinem Schmause stören zu lassen, rief:

„Ach, da kommt ja der Kiebitz! Guten Tag, Cartier, wie geht's? Gut? Sie haben es also möglich zu machen gewußt, auch mit in Papa's Testament zu kommen. Sie haben es aber ganz recht gemacht; wo für drei genug da ist, da haben auch vier genug."

Urban hatte sich erhoben und sich gegen den Eintretenden gemessen verneigt.

Was die Herzogin betraf, so erwiderte sie Cartier's tiefe Verbeugung durch ein langsames Kopfnicken und flüsterte ihrem Gemahl einige Worte zu.

Dieser wischte sich sofort den Mund ab, erhob sich und sagte indem er sich mit herablassender Miene verneigte:

„Die Herzogin versichert mir, daß Sie für sie und für die Ihrigen eine Art Verwandter sind. Ich habe deßhalb die Ehre, Sie zu begrüßen."

Dann begann er wieder seinen Caffee zu schlürfen.

Nicht eine Hand streckte sich dem Fabrikanten entgegen, um die seinige zu drücken. Dennoch ließ er keine Verlegenheit blicken, sondern setzte sich auf den Stuhl, welchen man ihn bezeichnete, und richtete einige höfliche Worte an die Anwesenden.

„Ach, Herr Cartier," sagte Urban in süßlichem Tone, „es ist jetzt in den öffentlichen Blättern häufig von Ihnen die Rede. Sie haben den räthselhaften jungen Mann aufgenommen, von welchem so viel gesprochen wird. Es ist das ein großes Glück für Sie. Ihr Ruf ist nun in der ganzen Welt gegründet und dieser einzige Fund kann Sie zu Allem führen."

„Daran habe ich nicht gedacht," entgegnete Cartier ein wenig kurz.

„Ja, ja, ich kenne diese Geschichte," mischte Cäsar sich ein, indem er die Beine ausstreckte und eine Cigarre anzündete. „Ich habe sie gelesen, während mich jener verwünschte Degenstich an mein Bett gefesselt hielt. Der Blödsinnige, den man auf diese Weise an den Thoren von Lyon ausgesetzt hat, ist ohne Zweifel das Opfer irgend einer vornehmen Familie. Ganz gewiß ist dabei Adelsstolz im Spiele und Sie werden sehen, daß das Verbrechen ungestraft bleibt. Die bevorrechteten Stände haben jetzt einmal die Oberhand."

„Ich für meine Person," bemerkte der Herzog, mit seiner meckernden Stimme, „glaube, daß zu keiner Zeit die Justiz auf unparteiischere und würdigere Weise gehandhabt worden ist, als jetzt."

„Glauben Sie wirklich, Schwager? Na, die Sache wird dauern, so lange es eben geht. Doch apropos, Cartier," fuhr Cäsar fort, „man sagt, daß sie in Lyon großen Einfluß besäßen. Da ich jetzt wahlfähig und wählbar bin, so wünsche ich bei den nächsten Wahlen als Candidat für Lyon aufzutreten und ich hoffe, daß Sie mich bei Ihren Freunden, den Kiebitzen, ich wollte

sagen, den Seidenfabrikanten von Ihrer Bekanntschaft empfehlen werden."

Cartier antwortete kurz, daß er keinerlei Einfluß besäße.

„Ach spielen Sie doch nicht den Bescheidenen! Sie werden mich den Bürgern präsentiren und wir werden uns dann schon verständigen. Ich bin durchaus nicht stolz. Jetzt fragt man nicht mehr darnach, von wem ein Mensch abstammt, sondern ob er Verdienst und Werth besitzt."

Alles dies schien auf den Herzog gemünzt zu sein, welcher sich mit gerunzelter Stirne umdrehte, ohne zu antworten.

„Und wenn man nun," sagte Pascaline mit Bitterkeit, „weder persönlichen Werth, noch hervorragendes Verdienst besitzt?"

„Nun dann hat man zuweilen Vermögen," entgegnete Urban in seiner süßlichen Weise. „Cäsar müßte aber, wenn er streng logisch sein wollte, verlangen, daß man, wenn man den Namen der Familie verschmäht, auch das Erbtheil verschmähen sollte. Heute bietet sich ihm eine Gelegenheit dar, seine Handlungsweise mit seinen Principien in Einklang zu bringen."

„Hm!" entgegnete Cäsar mit höhnischem Gelächter, „das würde Dir allerdings gut in Deinen Kram passen, Du Philanthrop und Vertheidiger der Witwen und Waisen. Auch gewisse andere Leute würden es gar nicht ungern sehen. Man verlangt aber Bedenkzeit."

Der Herzog erhob sich, warf einen Blick auf seine prachtvolle, emaillirte Uhr und sagte:

„Es ist beinahe Mittag, meine Herren; die Beamten sind augenscheinlich schon im Hause des Verstorbenen und es wird Ihnen eben so wie mir viel daran gelegen sein, mit dieser Angelegenheit zu Ende zu kommen. Ich habe den Wagen der Herzogin anspannen lassen; wenn einer von Ihnen uns die Ehre erzeigen will, uns zu begleiten —."

„Ich nehme Ihr Anerbieten an, lieber Schwager," entgegnete Cäsar. Der Weg nach der Priorei hinauf ist ein sehr steiler und ich bin noch nicht ordentlich wieder bei Kräften. Wenn Sie daher erlauben, werde ich neben Ihrem Kutscher Platz nehmen und meine Cigarre zu Ende rauchen."

Und er that, wie er gesagt, während der Herzog sich auf die Lippe biß und die hochmüthige Pascaline vor Aerger dunkelroth ward.

Schweigend stiegen die beiden Ehegatten in den Wagen, den man hatte vorfahren lassen und man brach auf.

Cartier und Urban Maubac, welche erklärt hatten, daß sie lieber zu Fuß gehen würden, folgten in einiger Entfernung.

Während sie neben einander herschritten, sagte Urban zu seinem Begleiter, der immer kalt und zurückhaltend blieb:

„Ich errathe Ihre Gedanken, Herr Cartier. Das, was Sie hier sehen und hören, ist nicht das, was Sie von einer Familie erwarteten, die kürzlich ihr Oberhaupt verloren hat. Die Bande der Zuneigung haben sich allerdings zwischen uns Geschwistern ein wenig ge-

lockert. Pascaline ist so egoistisch, besonders seit ihrer Vermählung mit diesem alten Wüstling von Herzog. Cäsar ist anmaßend, grob —"

„Ich glaubte immer, Herr Urban, Sie stünden mit Ihrem Bruder in ganz gutem Einvernehmen," unterbrach Cartier ausweichend, „und Ihre Weigerung, ihn zu verlassen, als er an seiner Wunde krank lag —"

„In Paris allerdings menagiren wir uns in Folge eines gehabten Abkommens, obschon wir getrennte Wege verfolgen. Ich würde mich verhaßt gemacht haben, wenn ich ihn, so lange er in Gefahr schwebte, allein gelassen hätte. Dann wußte ich auch nicht, welcher Conflict sich hier wegen der Theilung entspinnen könnte, und im Falle es mit dem Herzog und der Herzogin zum Streit kommen sollte, macht Cäsar's Gegenwart mich stärker."

Während dieses Gespräches waren die Beiden an der Priorei Saint-Abdon angelangt, wohin der Wagen ihnen vorausgefahren war.

Als sie sich dem ehemaligen Comptoir des alten Maubac näherten, hörten sie Cäsar die Stimme in zornigem Tone erheben und beeilten sich, einzutreten.

Das Comptoir war kahl und öde wie sonst. Man hatte blos Stühle hineingetragen, auf welchen bereits der Friedensrichter und der Notar Laugerot, dann der Herzog, die Herzogin und Cäcilie saßen, während Bringas, Leonarde, Jerome und einige andere im Testament bezeichnete Dienstleute ehrerbietig in einem Winkel standen.

Die Anwesenheit Bringas' war es, was die Galle des ältesten der Maubac's rege machte.

„Bist Du auch wieder da, alter Schuft?“ rief er. „Wie kannst Du nach den schlechten Streichen, die Du mir gespielt hast, wagen, mir wieder vor die Augen zu kommen? Weißt Du nicht, daß ich seit undenklichen Zeiten die schönste Lust habe, Dir alle Knochen im Leibe zu zerschlagen?“

Bringas schien sich durch diese Drohung nicht irre machen zu lassen.

„Ich bin auf Grund des Gesetzes und durch den Willen meines Herrn hier,“ entgegnete er in schroffem Tone, „meines Herrn, dessen Befehle ich stets gegen Sie ebenso ausgeführt habe wie gegen andere Leute, und ich bereue es nicht.“

„Was, Halunke, Du unterstehst Dich, mit dieser Insolenz zu mir zu sprechen? Ich werde sogleich —“

Die Anwesenden legten sich jedoch in's Mittel, man machte dem wüthenden Cäsar bemerklich, daß der Vertraute seines Vaters als Legatar des alten Maubac und als Siegelbewahrer hier sei und daß Niemand das Recht habe, ihn zu beschimpfen.

„Gut, gut; wir werden nicht immer in so zahlreicher Gesellschaft sein und dann werde ich schon Gelegenheit finden, die alte Rechnung auszugleichen.“

„Sie werden besser thun, mich in Ruhe zu lassen,“ entgegnete Bringas, indem er seinem Feinde einen tückischen Blick zuwarf. „Reizen Sie mich nicht; das ist das Klügste.“

Cäsar schien auf's Neue in Wuth gerathen zu wollen, Laugerot aber meldete, daß er zur Eröffnung des Testamentes schreiten werde.

In der That nahm er an dem alten Schreibtisch des Verstorbenen Platz und zog aus seiner Mappe ein Packet, dessen unversehrte Siegel er den Anwesenden zeigte.

Nachdem er die Siegel dann erbrochen, las er unter allgemeinem Schweigen mit seiner hohlen matten Stimme das Document vor.

Der alte Maubac hinterließ an Außenständen, Renten und Grundbesitzthümern ein Vermögen, welches auf mehr als drei Millionen anzuschlagen war. Dasselbe sollte zu gleichen Theilen auf seine Kinder übergehen, doch so, daß seine Tochter, die Herzogin von Morangis-Lautrec, geborene Pascaline von Maubac, wie es in dem Testamente hieß, zweihunderttausend Francs mehr bekäme als ihre Brüder.

Was die Legatempfänger betraf, so war die Zahl derselben nicht groß.

Fünfzigtausend Francs waren für Josef Cartier, als Repräsentanten der Familie der ersten Gattin des Verstorbenen, ausgesetzt.

Bringas erhielt eine Leibrente von tausend Thalern jährlich und das Recht, noch ein Jahr in dem alten Kloster Saint-Abdon zu wohnen.

Für Leonarde, Jerome und einige andere Dienstleute waren unbeträchtliche Summen bestimmt und man konnte annehmen, daß dieselben nicht so wohl den Zweck hatten, sie für ihre Dienste zu belohnen, als vielmehr ihr Schweigen zu erkaufen.

Für die Armen des Dorfes, für die durch die Erpressungen des verstorbenen Millionärs Ruinirten war

nichts ausgesetzt, denn Maubac hätte geglaubt, dadurch gewissermaßen einen Ersatz zu leisten und somit sein Unrecht einzugestehen.

Cäsar und Urban runzelten, als sie hörten, welcher Vorzug ihrer Schwester vor ihnen eingeräumt war, die Stirn. Der Herzog sagte jedoch in verächtlichem Tone:

„Drei Millionen!" — In der That, ich hätte geglaubt, der gute Mann hätte etwas mehr vor sich gebracht."

„Ihre zwölfhunderttausend Francs sind für Sie nur ein Bissen, nicht wahr, Schwager?" fragte Cäsar mit höhnischem Gelächter. „Wir bürgerliche Canaillen werden nicht so schnell damit fertig. Wir haben nicht, wie Sie, einen Rang zu behaupten — namentlich am Spieltische."

Der Herzog, welcher, wie man sich leicht denken kann, den groben Cäsar verabscheute, hatte gleichwohl auch Furcht vor ihm, und gab daher auf seine Sarkasmen keine Antwort.

Der Notar neigte sich zu Cartier und sagte:

„Nehmen Sie Ihr Legat an?"

„Da es mir zum Andenken an meine selige Tante angeboten wird, so kann ich nichts anders," entgegnete der Fabrikant. „Ich behalte mir aber vor, davon den wohlthätigsten Gebrauch zu machen, den ich für passend erachten werde."

Laugerot erklärte sich durch ein Kopfnicken hiermit einverstanden und fuhr, die Stimme erhebend, fort:

„Das Testament, welches ich soeben verlesen, ist

erst vor einigen Monaten errichtet und ich habe Grund zu glauben, daß kein anderweitiges existirt. Dennoch bitte ich den Herrn Friedensrichter, die an dem Schlafzimmer und an dem Cabinet des Verstorbenen angelegten Siegel abzunehmen, und man wird sich dann überzeugen, ob sich nicht darin ein neueres Document findet, durch welches dieses hier ungiltig gemacht werden würde."

„Ja wohl," sagte Cäsar, „und bei dieser Gelegenheit werden wir zugleich Papas Baarschaft suchen. Dieselbe muß, wenn man der öffentlichen Stimme glauben darf, eine gewaltige sein."

„Das glaube ich auch," bemerkte der Herzog.

Man schickte die kleinen Legatempfänger, deren Gegenwart nicht weiter nöthig war, fort und behielt blos Bringas da, welcher allein im Stande war, die unzähligen Schlüssel zu den inneren Thüren zu bezeichnen.

Cartier wollte sich auch entfernen, der Notar aber sagte zu ihm:

„Bleiben Sie. Haben Sie kein Interesse daran, zu wissen, ob noch ein zweites Testament existirt?"

Die ganze Gesellschaft ging nun, während Bringas voranschritt, nach dem Theil des alten Klosters, welcher früher von Maubac bewohnt gewesen war.

Nachdem man die Siegel des Schlafzimmers und des Cabinets des Verstorbenen als unversehrt anerkannt, wurden sie durch den Beamten entfernt und man trat in diese beiden aneinanderstoßenden Gemächer.

Hier befand sich Alles noch in der durch den Tod des alten Besitzers verursachten Unordnung.

Diese dunkeln, über einen Monat lang verschlossen gewesenen Räume strömten einen widerlichen Geruch aus und liebevolle Kinder hätten hier und da Gegenstände finden können, welche sie an die letzten Leiden ihres Vaters erinnert haben würden.

An dergleichen Bagatellen aber dachten die Erben Maubac's nicht.

Begierig folgten sie dem Friedensrichter, welcher die Möbel eins nach dem andern öffnete, um den Inhalt zu untersuchen.

Auch sie selbst belauerten einander mit eifersüchtigem Mißtrauen, als ob jedes von ihnen gefürchtet hätte, daß die Andern sich zu seinem Nachtheil irgend eines kostbaren Gegenstandes bemächtigen könnten.

Man entdeckte jedoch in dem einen wie in dem andern Zimmer nichts Wichtiges. Die Urkunden, welche die Renten, die Grundstücke und die Außenstände betrafen, waren in dem Bureau des Notars deponirt und was die Familienpapiere anging, so schien der alte Maubac sie am Tage vor seinem Tode oder auch erst an seinem Todestage selbst aus Vorsicht vernichtet zu haben, denn in dem Kamin sah man noch eine ungeheure Masse von in Asche und Zunder verwandelten Papierfetzen.

In den Möbeln fand man kein Geld und als man die große Casse, an welche Urban sich früher das Vergnügen gemacht, mit dem Fuße zu stoßen, geöffnet hatte, fand man darin blos einige tausend Livres in Fünf- und Sechsfrankenstücken.

Dieses unerwartete Resultat machte die Kinder Maubac's nicht wenig bestürzt.

„Das ist ganz unglaublich!" rief Urban mit mehr Eifer als er sonst zu zeigen pflegte. „Unser seliger Vater liebte es, baare Schätze zu sammeln und es sollten sich eigentlich enorme Summen vorfinden."

„In dieser Beziehung kann kein Zweifel bestehen," setzte Pascaline lebhaft hinzu.

„Ja, ja, hier klingt Alles nach Gold!" rief Cäsar. „Es muß dessen viel dasein; ich wittere es, ich bin davon überzeugt und wenn es nicht nach dem Tode des Alten gestohlen worden ist —"

„Wie wäre das möglich?" sagte der Notar. „Die Siegel sind wenige Augenblicke nach Herrn Maubac's Tod an alle Thüren gelegt worden. Dennoch muß ich in Folge meiner Kenntniß der Geschäftsangelegenheiten meines ehemaligen Clienten erklären, daß er in der That bedeutende Capitalien besitzen sollte. Suchen Sie daher, meine Herren, suchen Sie überall, vielleicht finden Sie."

„Ja wohl, das wollen wir und sollten wir von dieser alten Baracke keinen Stein auf dem andern lassen," sagte Cäsar. „Dann wissen wir doch, woran wir sind."

Die beiden Brüder, der Herzog und die Herzogin begannen nun sofort das Innere der Möbel zu untersuchen, um vielleicht doppelte Böden darin zu entdecken, und die Dielen und Wände zu sondiren, obschon sie nicht aufhörten, sich gegenseitig zu beobachten. Fortwäh-

rend liefen sie von einem Möbel zum andern, um sich zu überwachen.

Die Beamten konnten bei dem Anblicke dieser gemeinen, mißtrauischen Habsucht sich des Lächelns nicht enthalten.

Cartier, der eben so wie die andern über die Habgier der Kinder Maubac's empört war, hatte sich beiseite in das Cabinet des Verstorbenen gesetzt. Mechanisch nahm er von dem Kamin ein brochirtes Buch in ziemlich schlechtem Zustande und mit Staub bedeckt, welches man hier vergessen zu haben schien.

Es war die „Geschichte Hippolyt's, Grafen von Douglas," ein aus dem Englischen übersetzter langweiliger Roman, der gleichwohl damals stark gelesen ward, und deshalb in einer ungemein billigen Ausgabe zu haben war.

Der Fabrikant begann mit zerstreutem Blick darin zu lesen; kaum aber hatte er einige Seiten angesehen, so ward er aufmerksam und wendete dann die übrigen Blätter mit zitternder Hand rasch nacheinander um.

Er war sehr bleich und es dauerte nicht lange, so ward seine Gemüthsbewegung so groß, daß ein lauter Ruf sich seiner Brust entrang und er in seinem Stuhl zurücksank, als ob er ohnmächtig werden wollte.

Die Maubac's, welche eifrig mit ihren Nachsuchungen beschäftigt waren, bemerkten Anfangs von der Unruhe des Fabrikanten nichts, Bringas aber, der vom andern Ende des Zimmers aus seinen Bewegungen mit einer gewissen Spannung folgte, kam rasch auf

ihn zu und streckte die Hand aus, um das Buch zu ergreifen.

Cartier drückte es aber fest an seine Brust.

Sie sagten beide nichts, ihre Blicke aber kreuzten sich scharf, forschend und gleichsam drohend.

Cartier's Blässe und Aufregung erweckten jedoch endlich auch die Aufmerksamkeit der andern Anwesenden.

„Sind Sie unwohl?" fragte Laugerot mit Theilnahme.

„Haben Sie vielleicht," fragte Urban, „in diesem alten Buche ein zweites Testament unseres geehrten Vaters gefunden?"

„Oder Banknoten?" setzte der Herzog hinzu.

Der Fabrikant, welcher vielleicht nicht einmal die Kraft hatte, um zu sprechen, gab weiter keine Antwort, als daß er das Buch öffnete, den Finger durch die Blätter laufen ließ und bewies, daß die Geschichte des Grafen Douglas weder fremde Papiere, noch Banknoten, noch schriftliche Notizen, mit einem Worte nichts enthielt, was für die Erben Werth haben könnte.

In diesem Augenblicke rief Cäsar freudig aus dem Nebenzimmer:

„Ich glaube, ich habe gefunden! Man bringe mir eine Spitzhacke, eine eiserne Zange oder sonst ein Werkzeug! Vielleicht habe ich eins der Verstecke entdeckt, in welchen unser Papa sein Geld verheimlicht hatte."

Urban und der Herzog eilten in das Schlafzimmer, wo Cäsar und Pascaline sich schon befanden. Laugerot und die Beamten folgten ihnen dahin, so daß Bringas nun mit Cartier allein war.

„Dieses Buch ist mein," sagte er kurz. „Ich vertreibe mir damit die Zeit, wenn ich in den langen Tagen allein bin. Ich habe dem Colporteur, der während des vergangenen Decembers hier war, zehn Sous dafür bezahlt."

„Dieses Buch gehört Ihnen, Bringas? Wissen Sie das gewiß?"

Bringas gab keine Antwort, sondern wendete trotz seiner Dreistigkeit das Gesicht ab.

„Dieses Buch," fuhr Cartier in festem Tone fort, „gehört zu der Verlassenschaft Maubac's und wenn Sie darauf bestehen, es als Ihr Eigenthum in Anspruch zu nehmen, so werde ich es nur der Behörde einhändigen."

Bringas schien durch diese Antwort seinerseits sehr beunruhigt zu werden und da man jetzt in dem Nebenzimmer laut nach ihm rief, so beeilte er sich, diesem Rufe zu folgen.

Dreizehntes Capitel.

Die Confitürenschachteln.

Das, was Cäsar Maubac's Aufmerksamkeit rege gemacht hatte, war Folgendes:

In dem Zimmer seines Vaters, unter einem dünnen Teppich, hatte er bemerkt, daß eins der Backsteinvierecke, welche den Fußboden bilden, an den Fugen mit Kalk ausgestrichen zu sein schien.

Obwohl die Arbeit anscheinend schon alt war, so bildete das Viereck doch eine kleine Erhabenheit und mehr hatte es nicht bedurft, um Cäsar's Argwohn rege zu machen, denn er hatte von gewissen Gewohnheiten seines Vaters genaue Kenntniß.

Als er aber seine Hoffnungen seinen Miterben mittheilte, sprachen sich diese dagegen aus.

„Wie?“ sagte Urban, die Achseln zuckend, „das Hervorragen dieses Steins läßt Dich vermuthen, daß sich ein Versteck darunter befinde? In diesem Falle müßte es deren mehrere geben, denn dieses ist nicht die einzige Stelle, wo einmal eine Reparatur vorgenommen worden zu sein scheint. Dort neben dem Kamin ist eine, dort in der Ecke eine zweite —“

„In dem Nebenzimmer habe ich auch Spuren dieser Art gesehen,“ setzte Pascaline hinzu.

„Nun, dann werden wir diese Steine einen nach dem andern aufheben!“ rief Cäsar. „Mit diesem hier machen wir den Anfang und ihr werdet sehen, daß mein Instinct mich nicht trügt. Wie steht's? Sind denn keine Werkzeuge zu bekommen? Wo ist Bringas? Taugt denn dieser alte Grobian zu gar nichts?“

Dieser Augenblick war es, in welchem Bringas herbeikam.

Ohne etwas zu sagen, trat er in ein finsteres Cabinet, welches seinem Herrn als Garderobe gedient zu haben schien, und holte hier hinter den alten Kleidern des Verstorbenen hervor eine Spitzhacke, einen Hammer und verschiedene andere Werkzeuge, deren die Maurer sich zu bedienen pflegen. Sogar eine Kelle und ein

Mulde war da und die Maubacs erinnerten sich, diese Gegenstände in den Händen ihres Vaters gesehen zu haben.

Das Vorhandensein dieses Handwerkzeuges in diesem Zimmer war schon an und für sich eine Offenbarung.

Cäsar riß die Spitzhacke Bringas ungeduldig aus den Händen; anstatt aber damit den Stein geschickt aufzuheben, zerschlug er denselben durch einen kräftigen Hieb und schob dann die Trümmer mit dem Fuße auf die Seite.

Man sah aber weiter nichts darunter als eine dichte Schicht Kalk.

„Was!" rief er wüthend; „sollte ich mich getäuscht haben?"

Und er führte mit der Hacke einen abermaligen Streich.

Dießmal drang die Spitze der Hacke tief ein, ein dünnes Brett ward durchschlagen und Goldstücke flogen nach allen Seiten hin im Zimmer umher.

Ein lauter Aufschrei des Erstaunens und der Freude begrüßte diese Entdeckung. Alle Anwesenden stürzten herbei, um den Schatz zu betrachten.

Nachdem Cäsar die Kalkbrocken beseitigt, hob man aus der Höhle eine kleine Kiste oder Schachtel von Tannenholz, in welcher sich ursprünglich trockene Confitüren befunden zu haben schienen, die aber jetzt mit Goldstücken aller Art angefüllt war.

Der Werth, den dieselben repräsentiren, betrug ungefähr zehntausend Francs.

„Wo thun wir das hin?" fragte Cäsar vor Freude strahlend. „Natürlich ist das bloß der Anfang, denn mit einem so magern Sparpfenning hat unser verehrungswürdiger Papa sich nicht begnügt."

Man kam überein, die Schachtel bis zur Theilung in die große, dreifach verschlossene, eichene Truhe zu setzen, welche dem Verstorbenen als Casse gedient hatte.

Nachdem dies geschehen, galt es zu wissen, wem man den Schlüssel anvertrauen sollte.

Keines der Kinder Maubac's wollte, daß das andere damit beauftragt werde. Man bot ihn daher der Reihe nach dem Testamentsvollstrecker und dann dem Friedensrichter an, aber beide weigerten sich, ihn anzunehmen.

In diesem Augenblick trat Cartier ein. Er war ganz in Gedanken versunken und achtete nicht auf das, was vorging. Man bat ihn, diesen kostbaren Schlüssel in seine Verwahrung zu nehmen, und nachdem er ihn genommen, setzte er sich abseits.

Cäsar hatte sich, durch seinen ersten Erfolg ermuthigt, mit Eifer wieder an's Werk gemacht.

Jeder Hackenschlag brach einen Backstein und in wenigen Augenblicken hatte er den ganzen Fußboden des Cabinets blosgelegt.

Acht oder zehn neue Confitürenschachteln mit venetianischen Ducaten, spanischen Quadrupeln, beschnittenen Goldmünzen aus der Zeit Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. sowie modernen Zwanzig- und Vierzigfrancsstücken waren der Lohn dieser thätigen Nachforschungen.

Nun ging man zu dem Fußboden des Arbeitscabinets und dann zu dem des dunkeln Gemachs über, wo Maubac seine Kleidungsstücke verwahrte.

Auch hier ergab sich ein Fund nach dem andern; die von dem Zahn der Zeit mehr oder weniger zernagten Confitürenschachteln hörten nicht auf, mit ihrem kostbaren Inhalt zum Vorschein zu kommen.

Dies war noch nicht Alles. Die schlechte Tapete, welche die Wände in den Zimmern Maubac's bedeckte, zeigte zahlreiche Stellen, wo sie zu verschiedenen Zeiten theilweise erneuert worden zu sein schien.

Es war deshalb leicht möglich, daß unter dieser Tapete eben solche Verstecke angebracht waren, wie in dem Fußboden.

Die Kinder Maubac's beeilten sich daher auch ohne Weiteres, sie abzureißen. Alle arbeiteten. Der stolze Herzog und die schöne Herzogin mit ihren feinen, schlanken Fingern zeigten sich nicht weniger thätig als die Andern.

Nachdem die Wände auf diese Weise in nackten Zustand versetzt worden, brauchte Cäsar blos gegen gewisse Stellen, wo die Weiße des Kalks gegen die dunkle Farbe des alten Mauerwerks abstach, einen Schlag zu führen, um die ewigen Confitürenschachteln zu entdecken, welche durch den Schlag zerbrechend das Gold wie eine funkelnde Cascade hervorströmen ließen.

Gegen Abend waren alle Möbel zerschlagen und Maubac's Zimmer verwüstet wie durch ein Bombardement und die große eiserne Truhe enthielt schon fünf-

bis sechshunderttausend Francs in Gold, die man blos in diesen beiden Zimmern entdeckt hatte.

Alle aber, welche an diesen Nachsuchungen theilgenommen, waren nun erschöpft und nur das nervöse Fieber, welches die Habsucht erzeugt, hielt sie noch einigermaßen aufrecht. Selbst Cäsar's Kraft schien zu Ende zu sein und er war nicht mehr im Stande, seine furchtbare Spitzhacke zu heben.

Mehrmals hatten der Friedensrichter, der Notar und besonders Cartier sich entfernen wollen, waren aber stets durch die Kinder Maubac's zurückgehalten worden, welche in ihnen zuverlässige Wächter sahen, deren Aufmerksamkeit eine Bürgschaft für sie selbst war.

Cartier hatte, indem er sich ihren Bitten fügte, die Absicht, die erste Gelegenheit zu benutzen, die sich ihm darbieten würde, sich Bringas zu nähern und ihm gewisse Erklärungen abzuverlangen.

Bringas schien ihm aber sorgfältig aus dem Wege zu gehen.

Endlich fanden sie sich doch neben einander. Der ehemalige Majordomo betrachtete die angerichtete Verwüstung und die Erben, welche das Gold mit lautem Getöse in den gähnenden Kasten warfen und sagte:

„Ach, Herr, wenn die Todten wiederkommen könnten, so käme er gewiß wieder.“

Und ohne die Antwort abzuwarten, verschwand er.

Mittlerweile sagte Laugerot zu den Kindern Maubac's.

„Ihre Aufgabe ist, glaube ich, noch nicht beendet. Nach meiner Berechnung müssen noch weit bedeutendere

Capitalien in diesem Hause versteckt sein. Während der fünfundzwanzig Jahre, die ich für den seligen Maubac beschäftigt gewesen bin, habe ich enorme Summen in Gold hier eingehen, aber niemals dergleichen wieder fortgehen gesehen. Silber glitt ihm ziemlich leicht durch die Finger, Gold aber blieb daran kleben. Es war dies eine Manie, welche von Allen bestätigt werden wird, welche den Verstorbenen gekannt haben. Ich glaube daher, daß Sie in den übrigen Theilen des Hauses noch weitere Entdeckungen machen werden."

„Das ist gewiß," entgegnete Urban. „Was uns betrifft, so haben wir die Gewißheit, daß wir in dem Corridor des Erdgeschosses, nach dem Garten des Priors zu, noch etwas finden werden."

„Ja, ich weiß es," sagte Pascaline, „in dem Corridor, wo man jene unbekannte Stimme hörte, die mich einmal so erschreckt hat."

Die Freude machte die Herzogin unvorsichtig, sonst hätte sie in Gegenwart der Beamten und so vieler fremder Personen sich ganz gewiß nicht dieses Geständniß entschlüpfen lassen.

Ihre beiden Brüder warfen ihr vorwurfsvolle Blicke zu, aber nur Cartier hatte ihre Worte gehört.

„Wie, Frau Herzogin," fragte er mit Interesse, „in jenem verlassenen Theile des Hauses ist Jemand gewesen?"

Ehe Pascaline antworten konnte, beeilte Urban sich, in leicht hingeworfenem Tone zu sagen:

„Ach, Pascaline spricht von der Zeit, wo sie noch ein kleines Mädchen war und wo Cäsar und ich es uns

oft zum Spaße machten, sie zu erschrecken. Unsere liebe Schwester hat ein gutes Gedächtniß."

Diese mit anscheinender Ruhe gegebenen Aufklärungen befriedigten jedoch Cartier nicht. Seine Aufmerksamkeit war einmal rege gemacht und er nahm sich vor, Saint-Abdon nicht zu verlassen, ohne gesehen zu haben, was der nach dem Garten des Priors führende Corridor enthalte.

Man berieth sich über die unter den obwaltenden Umständen zu ergreifenden Maßregeln.

Am nächstfolgenden Tage hatte man die Wände und Gänge des Theiles des ehemaligen Klosters zu untersuchen, wohin man früher niemals gekommen und wo der alte Geizhals möglicherweise auch Geld versteckt hatte.

Diese neue Arbeit ging aber über die Kräfte der Maubac's und der Herzog hatte für seine Person erklärt, daß seine Würde ihm nicht gestatte, sich noch länger mit solchen Verrichtungen zu befassen und zu dulden, daß seine Gemahlin sich dabei betheilige.

Man beschloß daher, in dem Dorfe vier Maurer zu engagiren, welche jeder unter Aufsicht eines der Erben die weitern Nachgrabungen vollführten.

Mittlerweile sollte dieser Theil des alten Klosters versiegelt bleiben und der Friedensrichter ward ersucht, den nächstfolgenden Tag wieder zu kommen und dann erst die Siegel abzunehmen.

Während der Nacht sollte das schon gefundene Gold in der großen Truhe liegen bleiben und Cartier den Schlüssel behalten.

Nachdem dieses Arrangement getroffen war, entfernten sich der Friedensrichter und sein Secretär, der Notar und sein Schreiber und Cartier schickte sich seinerseits an, dieses Beispiel nachzuahmen; von den Kindern Maubac's aber rührte sich keines von der Stelle und sie sahen einander schweigend an.

Endlich sagte Cäsar in seiner rauhen Weise:

„Nun, Schwager, wollen Sie nicht mit Ihrer Frau Gemahlin in das Gasthaus zurückkehren, wo Sie Ihr Logis bestellt haben? Solche vornehme, feine Leute müssen nach so anstrengender Arbeit der Ruhe bedürfen."

„Und Ihr, meine Brüder," fragte Pascaline, „was gedenkt Ihr zu thun?"

„Ich," fuhr Cäsar fort, „glaube, es wäre eine große Unvorsichtigkeit, wenn man die in diesem Hause befindlichen bedeutenden Summen die Nacht hindurch ohne Bewachung lassen wollte. Eine solche Nachlässigkeit könnte gewisse Leute in Versuchung führen. Wie es scheint, ist das ganze Dorf in Aufruhr — hört Ihr?"

In der That hatte die Kunde, daß das Haus der Maubac's von Gold vollgepfropft sei und daß man jeden Augenblick unermeßliche Schätze zu Tage fördere, sich mit der gewöhnlichen Schnelligkeit verbreitet.

Nicht blos sämmtliche Bewohner des Dorfes, sondern auch die der umliegenden Dörfer waren, von Neugier getrieben, herbeigekommen.

Die Umgebung des alten Klosters, die Maulbeerbaum-Alleen — alles stand voll Menschen.

Jerome und Leonarde, welche das äußere Thor bewachten, konnten kaum die Leute abhalten, deren

Wunsch, selbst zu sehen und zu hören, förmlich an Wahnsinn grenzte.

Das verworrene Gemurmel dieser Menge drang bis in die abgelegenen Zimmer, worin die Erben sich befanden.

„Bei dieser Aufregung, die sich des gemeinen Volkes bemächtigt hat,“ fuhr Cäsar fort, „wäre es nicht gerathen, unser Geld einem kecken Handstreich preiszugeben. Ich bin daher entschlossen, hier in der Zelle zu übernachten, die ich früher bewohnt. Allerdings ist sie mehrere Jahre lang nicht geöffnet und gelüftet worden, und die Ratten werden wohl den größten Theil des Bettes gefressen haben, aber das thut weiter nichts. Ich werde die Nacht darin zubringen und dafern man mir aus dem Dorfe Licht und etwas zu essen schickt, werde ich dableiben, um den gemeinsamen Schatz zu bewachen.“

„Wenn mein lieber Bruder Cäsar,“ sagte Urban, „sich dazu versteht, die Nacht in seiner alten Zelle zuzubringen, so sehe ich nicht ein, warum ich nicht auch in der meinigen übernachten sollte, um ihm bei einem etwaigen nächtlichen Ueberfall Beistand zu leisten.“

„Wohlan, meine Brüder,“ sagte Pascaline rasch, „wenn der Herzog es erlaubt, so werden auch wir uns diese Nacht in meiner alten Zelle einrichten. Wir können doch nicht Euch die Beschwerden zuwälzen und nur den Nutzen theilen wollen!“

„Versteht sich! versteht sich,“ sagte der Herzog von Morangis eifrig.

Die sämmtlichen Erben sahen einander an und

konnten nicht umhin, zu lachen. Sie hatten sich gegenseitig errathen.

Der Herzog von Morangis, der, nicht weniger habsüchtig als seine Schwäger, gleichwohl mehr auf Comfort hielt, ließ seinen Kammerdiener heraufkommen und befahl ihm, aus dem Gasthause nicht blos Mundvorräthe, sondern auch einige Möbel und Betten herbeischaffen zu lassen.

Ueberdies schrieb er an die Gendarmerie von Saint-Abdon und verlangte, daß während der nächstfolgenden Nacht scharfe Wache um das alte Kloster gehalten werde und sein Titel, der zu jener Zeit ganz besonders respectirt ward, konnte nicht verfehlen, die Organe der öffentlichen Gewalt zu gebührendem Diensteifer anzustacheln.

Cartier jedoch beeilte sich, die Maubac's zu verlassen, und ging in das Eingangszimmer hinunter, wo er Bringas wiederzufinden gedachte.

Bringas war aber nicht da. Er war soeben fortgegangen und weder Jerome noch Leonarde, welche das Thor bewachten, konnten sagen, wohin er gegangen war.

Diese Enttäuschung war Cartier sehr unangenehm, dennoch, da Bringas nicht verfehlen konnte, den nächstfolgenden Tag bei Fortsetzung der Arbeiten wieder zum Vorschein zu kommen, waffnete er sich mit Geduld und kehrte in das Gasthaus zurück, wo er übernachten wollte.

Er wünschte allein zu sein und nachdem er sich gegen die Neugier Rupert's und der Leute im Gasthause so gut als möglich vertheidigt, schloß er sich in sein Zimmer ein, um ungestört über die wichtige Entdeckung nachzudenken, die er am Morgen gemacht.

Man hat bereits errathen, was für eine Entdeckung dies war.

Beim Durchblättern der „Geschichte des Grafen Douglas" hatte Cartier bemerkt, daß eine gewisse Anzahl Worte aus dem Buche herausgeschnitten und daß dies gerade die waren, aus welchen man den bei Wilhelm gefundenen Brief zusammengesetzt. Die aus irgend einer schlechten Druckerei aus der Provinz herrührenden Lettern waren ganz von derselben Form, so daß von einem Irrthum keine Rede sein konnte.

Der Schluß, der aus dieser Thatsache zu ziehen war, schien einfach und natürlich zu sein.

Der Brief, den der räthselhafte Wilhelm in der Tasche gehabt, war bei Maubac ohne Zweifel sehr kurze Zeit vor dem Tode des alten Geizhalses fabricirt worden, denn man hatte nicht einmal Zeit gehabt, das Buch zu beseitigen.

Das Geständniß, welches Pascaline sich in Bezug auf die Stimme hatte entschlüpfen lassen, die man früher in dem angeblich unbewohnten Theil der Gebäude gehört, berechtigten zu der Vermuthung, daß eben dort Wilhelm eingesperrt gewesen sei.

Hierzu kam, daß Bringas in der Nacht, welche dem Auffinden Wilhelm's vorangegangen, von Saint-Abdon abwesend gewesen war. Gab dies nicht Grund zu glauben, daß er es gewesen sei, welcher, nachdem er den unglücklichen jungen Mann bis vor die Thore von Lyon gebracht, ihn auf der Landstraße verlassen hatte?

Selbst aber angenommen, daß dies alles so zuge-

gangen war, sah sich Cartier nichtsdestoweniger in ein Labyrinth von Zweifeln versetzt.

Wer war dann der sogenannte Wilhelm? In welchem Verhältniß hatte er zu dem alten Maubac gestanden? Welche gewichtigen Gründe hatten Letzteren bestimmt, einen jungen Mann, der an Geist und Körper völlig gesund zu sein schien, in einem Winkel seines alten Hauses gefangen zu halten?

Der Fabrikant mochte über diese Frage nachdenken, wie er wollte, so stieß er nur auf Unmöglichkeiten und abgeschmackte, ungeheuerliche Voraussetzungen.

„Wohlan," dachte er, „nur Bringas kann diese Geheimnisse erklären. Er ist ein harter unzugänglicher Mann, ebenso wie sein Herr war, aber er wird schon sprechen. Ich werde ihn schon zwingen zu sprechen."

Nichtsdestoweniger fühlte Cartier, wie nothwendig es sei, mit der äußersten Vorsicht zu Werke zu gehen. Ein schweres Verbrechen, welches von den Gesetzen sicherlich streng geahndet ward, war in dem Hause seines Onkels begangen worden. Kam es ihm, dem ehemaligen Mündel und jetzigen Legatar Maubac's zu, dieses Verbrechen zur Anzeige zu bringen?

Vielleicht hatte er später energische Maßregeln zu ergreifen, um eine Genugthuung für das arme Opfer zu erlangen, mittlerweile aber mußte er vor allen Dingen darauf bedacht sein, das Terrain kennen zu lernen, auf welchem er sich zu bewegen gedachte.

Diese Erwägungen beschäftigten ihn einen großen Theil der Nacht hindurch und erst gegen Morgen konnte er ein wenig Schlaf genießen.

Zu der zur Wiederaufnahme der Nachforschungen bestimmten Stunde beeilte er sich, nachdem er ein leichtes Frühstück zn sich genommen, nach der Priorei zurückzukehren.

Das Haus war noch von derselben Menschenmenge umringt, wie am Tage vorher. In der Allee standen Massen von Neugierigen umher und sprachen lebhaft mit einander. Einige Gendarmen hielten mit dem Karabiner im Arm vor dem Thore Wache und ließen Niemand ein, der nicht nachweisen konnte, daß er das Recht zum Zutritt hatte.

Laugerot und der Friedensrichter, welchen ohne Zweifel viel daran lag, mit diesem peinlichen Frohndienst endlich fertig zu werden, waren schon da.

Was die Erben betraf, so waren sie auch alle zugegen, sie sahen aber bleich und abgespannt aus, denn sie hatten in jenen alten Klosterzellen, in welchen es von Ratten wimmelte, eine furchtbare Nacht zugebracht, und die Unruhe, mit welcher sie eins das andere bewacht, hatte ihnen nicht erlaubt, auch nur eine Stunde ordentlich zu schlafen.

Gleich beim Eintritt fiel es Cartier auf, daß er Bringas nicht sah, und er beeilte sich, nach ihm zu fragen.

„Er ist fort," sagte der Notar. „Er schickte einen Bauer, den einzigen Freund, den er in Saint-Abdon hat, zu mir und ließ mir sagen, da seine Aufgabe erfüllt sei, so könne er nicht länger hier bleiben. Das Herz blute ihm, das Haus seines Herrn plündern zu sehen, und überdieß mache auch die schlechte Behandlung,

welcher er von Seiten der jungen Herren Maubac ausgesetzt sei, ihm einen längeren Aufenthalt in diesem Hause unmöglich. Kurz, er ist in die Personenpost, welche während der Nacht hier durchkommt, gestiegen und abgereist, ohne daß Jemand weiß wohin."

„Ohne Zweifel wird er wohl aber bald wiederkommen?

„Das weiß ich nicht."

„Jedenfalls," dachte Cartier, „hat er meinetwegen die Flucht ergriffen. Er hat meine Fragen gefürchtet."

Cäsar dagegen rief mit höhnischem Gelächter:

„Ha, dieser alte Halunke hat errathen, daß ich ihm zum Abschied eine tüchtige Tracht Hiebe zugedacht hatte. Möge er aber zum Teufel gehen! Wir haben jetzt andere Dinge zu denken."

Die Maurer, welche man bestellt, warteten mit Handwerkszeug in der Hausflur. Man ließ sie heraufkommen und jeder von ihnen ward der speciellen Aufsicht und Leitung eines der Maubacs während der nun zu beginnenden Arbeit überwiesen.

Nachdem der Friedensrichter die angesiegelten Papierstreifen, welche noch die Mehrzahl der innern Thüren verschlossen, abgelöst, begann das Suchen nach Gold von Neuem.

Für Cartier hatte, wie man sich leicht denken kann, dieses Suchen keinen Reiz; dennoch aber lag ihm, wie wir schon gesehen haben, daran, sich zu überzeugen, ob in diesem unbekannten Theil des Hauses sich ein Gemach befand, wo der unglückliche Wilhelm die lange

Zeit seiner Gefangenschaft zugebracht haben konnte und er folgte daher den Goldsuchern.

In dem Mittelgebäude, welches der Familie und den Dienstleuten zur Wohnung gedient hatte, fand man nichts.

Dies hatte man jedoch erwartet und nachdem das innere Gitterthor geöffnet worden, durchwanderte man die Galerien und Corridors, welche früher von Niemandem betreten worden, als von Maubac und seinem Vertrauten.

Hier erwies sich das Nachsuchen sehr bald als fruchtbar.

Mit wie großer Vorsicht der alte Geizhals auch zu Werke gegangen war, so waren die Spuren seiner Arbeit doch immer noch sichtbar und seine Kinder hatten schon eine merkwürdige Geschicklichkeit im Auffinden dieser Spuren erlangt, mochten dieselben so alt als sein sie wollten.

Sie bezeichneten sie den Arbeitern und einige Schläge mit der Spitzhacke genügten, um wieder eine jener Confitürenschachteln bloszulegen, in welchen der alte Maubac die seltsame Idee gehabt hatte, sein Gold zu verwahren.

Die Erben selbst blieben dabei auch nicht müßig. Alle — der unbestechliche Publicist, welcher gewohnt war, mit seiner Verachtung des Reichthums zu prahlen, der gleißnerische Philanthrop, der Herzog, der in seinem ganzen Leben nicht die mindeste Handarbeit verrichtet, und die stolze Pascaline — arbeiteten aus Leibeskräften mit.

Mit den Füßen im Schutt stehend, mit Kalk bedeckt und fortwährend in eine Staubwolke gehüllt, zeigten sie sich dennoch unermüdlich.

Jede neue Entdeckung erzeugte in ihnen blos den Wunsch, noch mehr zu entdecken.

Sie beklagten sich, wenn ihre Erwartungen getäuscht wurden, und sie konnten sich nicht enthalten, ihre Freude zu erkennen zu geben, wenn ihre Hoffnungen sich verwirklichten.

Sie schienen Lust zu haben, das alte Kloster eher bis auf den Grund zu demoliren, als auch nur die geringste, in dem obscuresten Winkel versteckte Summe darin zurückzulassen.

Mit diesen Arbeiten ging der größere Theil des Tages hin.

Gegen Abend war die große Truhe in dem Cabinet so mit Gold gefüllt, daß man fürchten konnte, der Fußboden werde die Last kaum zu tragen im Stande sein. Man schätzte die aufgehäuften Summen auf mehr als eine und eine halbe Million.

Die kostbare Ader, die man seit dem vorigen Tage ausbeutete, begann sich jedoch endlich zu erschöpfen.

Es verging allmälig immer längere Zeit, ehe man wieder einen Fund machte. Augenscheinlich hatte man die Stellen, welche dem alten Geizhals das meiste Vertrauen eingeflößt, nun hinter sich.

Man beendete die Nachsuchungen an diesem Tage mit der Galerie im Erdgeschoß, welche so lange als Magazin gedient und wo die Erben in jener Nacht, wo

sie die Geheimnisse dieses seltsamen Hauses ergründen wollten, ihrem Vater und Bringas begegnet waren.

Auch in diesem staubigen Corridor, wo es Niemandem eingefallen wäre, etwas der Art zu suchen, hatte man mehrere Summen gefunden.

Dennoch mußte man, als Hacke und Zange ihr Amt verrichtet hatten, sich gestehen, daß alle weiteren Nachforschungen nach dieser Seite hin fortan vergeblich sein würden.

Am äußersten Ende der Galerie sah man eine niedrige, festverwahrte Thüre und man suchte unter den zahlreichen Schlüsseln, welche einer der Erben in seiner Verwahrung hatte, den zu dieser Thüre gehörigen; man fand denselben aber trotz aller Mühe nicht.

Mehr bedurfte es nicht, um die ganze Habgier der Kinder von Neuem zu erwecken.

Wer konnte wissen, ob sich nicht hinter dieser ein Schatz befand, gegen welchen die bereits aufgefundenen Reichthümer wie nichts waren?

Dennoch hätten die Erben sich erinnern können, daß sich in dieser Richtung des Corridors die unbekannte Stimme hatte hören lassen, welche ihre Neugier und ihr Erstaunen in so hohem Grade erweckt, und sie hätten demnach vermuthen können, daß sie hier allem Anscheine nach etwas ganz Anderes finden würden, als verstecktes Gold.

Sie waren aber einmal in diesem Augenblicke von einer Habgier besessen, die kaum weniger toll war als die ihres Vaters, und sie dachten daher an weiter nichts.

Cartier selbst empfand, obschon aus ganz anderen

Gründen, einen lebhaften Wunsch, zu wissen, wohin diese Thüre führte.

Er trieb sich seit einigen Augenblicken in der Nähe herum und wartete mit Ungeduld, daß die Nachforschungen sich dieser Richtung zuwendeten. Als man den Schlüssel nicht finden konnte, war er daher der Erste, welcher vorschlug, die Thüre aufzusprengen.

Es war auch in der That kein anderer Ausweg übrig und die Maurer machten auf Befehl der Erben sich an's Werk.

Die Arbeit war keine leichte. Die Pfosten der Thüre waren, obschon alt, doch außerordentlich fest und der Eisenbeschlag schien durch den Rost nicht gelitten zu haben.

Die Thüre leistete daher den Angriffen der Arbeiter ziemlich langen Widerstand und vergebens hieben die Hacken und Hämmer daran herum, während das Echo der alten Gewölbe das Getöse hundertfach zurückgab.

Während dieser Arbeit hatten die Kinder Maubac's Zeit, einige Betrachtungen anzustellen, und man sah sie unter einander flüstern.

Ohne Zweifel besannen sie sich und begannen einzusehen, wie gefährlich es sein könne, die Nachforschungen in so zahlreicher Gesellschaft nach dieser Richtung weiter fortzusetzen.

Wenn sie aber auch den Wunsch hegten, den ertheilten Befehl zurückzunehmen, so zögerten sie doch zu lange, den Widerruf auszusprechen.

Ein gewaltiger Hieb besiegte endlich den Wider-

stand der Thüre, welche krachend zusammenbrach und eine dichte Staubwolke aufwirbelte.

Cartier war einer der Ersten, welche über die Trümmer hinwegstiegen und in ein Gemach traten, welches einen ganz außerordentlich seltsamen Anblick gewährte.

Dieses Gemach, dessen Gewölbe mit hervorspringenden Rippen sehr hoch war, schien zur Zeit der alten Mönche entweder ein Oratorium oder ein zur Aufbewahrung kostbarer Gegenstände, wie zum Beispiel Kirchengefäße und Altarschmuck, bestimmter Ort gewesen zu sein.

Es war viereckig, ganz von Quadersteinen erbaut und das Licht fiel blos durch eine etwa zwanzig Fuß hoch über dem Boden angebrachte Luke herein.

Dabei aber war das Gemach mit einigen Möbeln versehen und schien sogar regelmäßig bewohnt gewesen zu sein. Eine an einigen Stellen abgenutzte Strohdecke lag auf dem steinernen Fußboden. Die Möbel bestanden in einem ziemlich plumpen Bett mit mehreren wollenen Decken, zwei hölzernen Stühlen, wie man sie in dem übrigen Hause fand, und einem Tisch, dessen gedrehte Füße in dem Boden festgemacht waren.

In einem Winkel zwischen zwei Säulen hatte man aus Brettern eine Art Toilettecabinet hergestellt.

Ein alter, wurmstichiger Schrank, dessen beide Thüren offen standen, enthielt einige Männerkleider, deren Schnitt und Stoff von gleich ungewöhnlicher Art waren.

Das aber, was zu der düstern Erscheinung dieses Gemaches den auffallendsten Gegensatz bildete, war die große Menge fast durchgängig alter und zerbrochener Spielsachen, die man in allen Winkeln umherliegen sah.

Außer Puppen von verschiedenen Größen gab es hier Reifen, Stehaufchen, Kegel, Dominosteine und eine Menge bunter Bilder.

Diese Gegenstände lagen zerstreut und unordentlich umher, als ob eben erst noch Gebrauch davon gemacht worden wäre, und auf dem Fußboden lagen Kleider, die vor kurzer Zeit hastig ausgezogen worden zu sein schienen.

In einem auf einem Brette stehenden Kruge war noch Wasser, während ein auf dem Tische liegendes Stück Brod noch nicht sehr vertrocknet war.

Diese Umstände erweckten die Aufmerksamkeit der Personen, welche in diese Art Kerker getreten waren.

Cäsar schaute sich ringsum und rief in einem Tone, dessen gewohnte Leichtfertigkeit er augenscheinlich übertrieb:

„Ich zweifle, daß wir an diesem unerquicklichen Orte den Lohn für unsere Anstrengung finden. Unser Vater scheint hier blos seine alten Spielsachen aufgehoben zu haben. Er ließ einmal nicht gern etwas verloren gehen, der würdige Mann!"

„Es muß dies eine der unerklärlichen Manien unseres geehrten Vaters gewesen sein," setzte Urban mit den Augen blinzelnd hinzu. „Vielleicht hielt er diesen Tand hier verwahrt, um später unsere Kinder damit zu beschenken."

„Meine Brüder," sagte Pascaline, welche nicht wie die beiden Juristen begriff, wie gefährlich gewisse Bemerkungen werden konnten, „man sollte meinen, dieses Gemach sei vor noch nicht langer Zeit bewohnt gewesen. Diese Lebensmittel, diese abgelegten Kleider —"

Cäsar gab ihr einen gebieterischen Wink und überzeugte sich durch einen raschen Blick, daß der Friedensrichter ihnen nicht in das gewölbte Gemach gefolgt war.

Es waren außer den Maubac's und den Arbeitern nur noch Cartier und Laugerot zugegen.

Dennoch beeilte Cäsar sich, zu antworten:

„Ganz gewiß hat Bringas die Spuren seines Aufenthaltes hier zurückgelassen, liebe Schwester. Dieser alte Uhu hat sich wahrscheinlich, wenn man ihn am hellen Tage verfolgt, in dieses Gemach geflüchtet."

„Es kommt ja auf alles dies weiter nichts an," mischte der Herzog von Morangis, der keinerlei Geheimniß ahnte, sich ein. „Meine Herren, denken wir an unsere Aufgabe."

„Ja wohl," rief Cäsar. „In diesem alten Mauerwerk werden wir aber nichts finden, darauf gebe ich Ihnen mein Wort."

Nachdem er dies gesagt, begann er mit Hülfe der Arbeiter die Möbel zu durchsuchen, und den Fußboden und die Wände zu sondiren, wie man in dem andern Theile des Klosters gethan hatte.

Wähend die Maubacs sich auf diese Weise beschäftigten, gewann Cartier immer mehr und mehr die Ueberzeugung, daß dieses Gemach wirklich der Ort

sei, wo sein Schützling Wilhelm lange Jahre zugebracht.

Seine persönlichen Beobachtungen und die, welche der Arzt zu Protokoll gegeben, stimmten genau zu Allem, was er hier sah.

Die Abgeschiedenheit dieses Theils des Hauses, diese Luke, welche auf den Garten des Priors ging und, halb durch Schlingpflanzen verdeckt, nur einen schmalen Streifen Himmel zu sehen gestattete, diese Ueberreste der frugalen Kost, diese Kleider, diese Spielsachen — alles bestätigte die Vermuthungen, die er am Abend vorher gefaßt, und er glaubte, nun mit Gewißheit annehmen zu können, daß Niemand anderes als Maubac der Verfolger des unglücklichen Wilhelm gewesen sei.

Wahrscheinlich hatte Maubac, als er seinen Tod herannahen fühlte, sich seines Gefangenen entledigen wollen.

Auf diese Weise erklärten sich die noch vorhandenen Spuren einer eiligen Abreise, Spuren, welche sich in Folge der Versiegelung der Thüren nicht wieder hatten entfernen lassen.

Es ward Cartier, während er dies alles überlegte, förmlich unwohl zu Muthe und er sank auf einen der plumpen, hölzernen Stühle nieder, die in der Nähe standen.

„Sie scheinen sehr müde zu sein,“ sagte Laugerot zu ihm. „Dieses Hin- und Herlaufen hat freilich für die Erben Maubac's mehr Reiz als für uns. Vielleicht wäre es für Sie am besten, wenn Sie in's Dorf hinuntergingen.“

„Allerdings," stammelte der Fabrikant, „die Anstrengung — doch fühle ich mich schon wieder besser und in der freien Luft werde ich mich ohne Zweifel schnell und vollständig wieder erholen."

In diesem Augenblick rief Urban, nachdem er sich mit seinem Bruder berathen, in festem Tone:

„Hier ist nichts zu finden! In diesen Mauern von Quadersteinen und hinter diesen schweren, massiven Steinplatten kann nichts versteckt sein. Wir wollen daher machen, daß wir von hier fortkommen. Wir haben noch die oberen Corridore zu untersuchen."

„Dennoch aber," meinte der Herzog, „wäre es vielleicht gut, wenn man sich überzeugte —"

Pascaline stieß ihn mit dem Ellenbogen.

„Meine Brüder haben Recht," sagte sie. „Wir verlieren hier blos die Zeit, die wir anderwärts besser anwenden können."

Man verließ demgemäß das gewölbte Gemach, dessen Thüre man, so gut es gehen wollte, wieder herstellte, um den Leuten des Hauses den Zutritt zu wehren.

Cartier ging zuletzt und wie nur ungern hinaus. Als man aber in den benachbarten Corridor gelangt war, rief er sämmtliche Erben zu sich und sagte zu ihnen in einem Tone, der etwas Feierliches hatte:

„Meine Herren, ich fühle mich unwohl und kehre daher jetzt in das Gasthaus zurück. Ehe Sie sich aber trennen und das Dorf verlassen, habe ich Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen, welche die Ehre der Familie Maubac berührt. Ich bitte Sie daher, sich unter

einander zu verständigen und mir den Augenblick zu bestimmen, der Ihnen am gelegensten ist. Auch hoffe ich, daß Herr Laugerot, der Notar des Verstorbenen, die Güte haben wird, dieser Unterredung beizuwohnen."

Die Erben sahen einander erstaunt und unruhig an.

„Was wollen Sie noch von uns, Freund?" entgegnete Cäsar. „Sie sehen, wie nothwendig unsere Gegenwart hier ist. So bald wir übrigens mit unserer Goldernte fertig sind, gedenke ich durchaus nicht, mich noch lange in Saint-Abdon aufzuhalten."

„Ich auch nicht," sagte Urban.

„Palsembleu, meine Herren!" sagte der Herzog, „glauben Sie denn, daß es mir in dieser Spelunke außerordentlich gefalle?"

„Ich sage," bemerkte Cartier in festem Tone, „Ihnen nochmals, daß ich die Bestimmung der Stunde ganz Ihnen überlasse, sprechen aber muß ich Sie vor Ihrer Abreise durchaus. Sie würden später bereuen, mir die Gefälligkeit, um die ich Sie bitte, abgeschlagen zu haben."

Man versprach ihm hierauf, ihm, sobald man einen Augenblick übrig hätte, es zu wissen zu thun, und er beeilte sich nun, die Priorei zu verlassen.

Ende des ersten Theiles.



Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erstes Capitel. Der Wucherer 3
Zweites Capitel. Pascaline 11
Drittes Capitel. Die Terrasse des Priors 21
Viertes Capitel. Das Abendessen 30
Fünftes Capitel. Die Familienversammlung 55
Sechstes Capitel. Die Nachtwandler 77
Siebentes Capitel. Der Kampf 89
Achtes Capitel. Die Herzogin 100
Neuntes Capitel. Am Rande der Straße 124
Zehntes Capitel. Das Ende des bösen Reichen 146
Eilftes Capitel. Die Untersuchung 164
Zwölftes Capitel. Die Erben 182
Dreizehntes Capitel. Die Confitürenschachteln. 203

Druck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld.



